

clv

Dave und Neta Jackson

David Livingstone

Unter Sklavenhändlern in Afrika

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind verheiratet. Gemeinsam haben sie zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben.

Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«.

Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, USA, zu Hause.

1. Auflage 2007

Originaltitel: Escape from the Slave Traders

© 1992 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe by Zapf & Hofmann, Landstuhl

2007 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Susanne Zapf

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-448-1

Vorwort

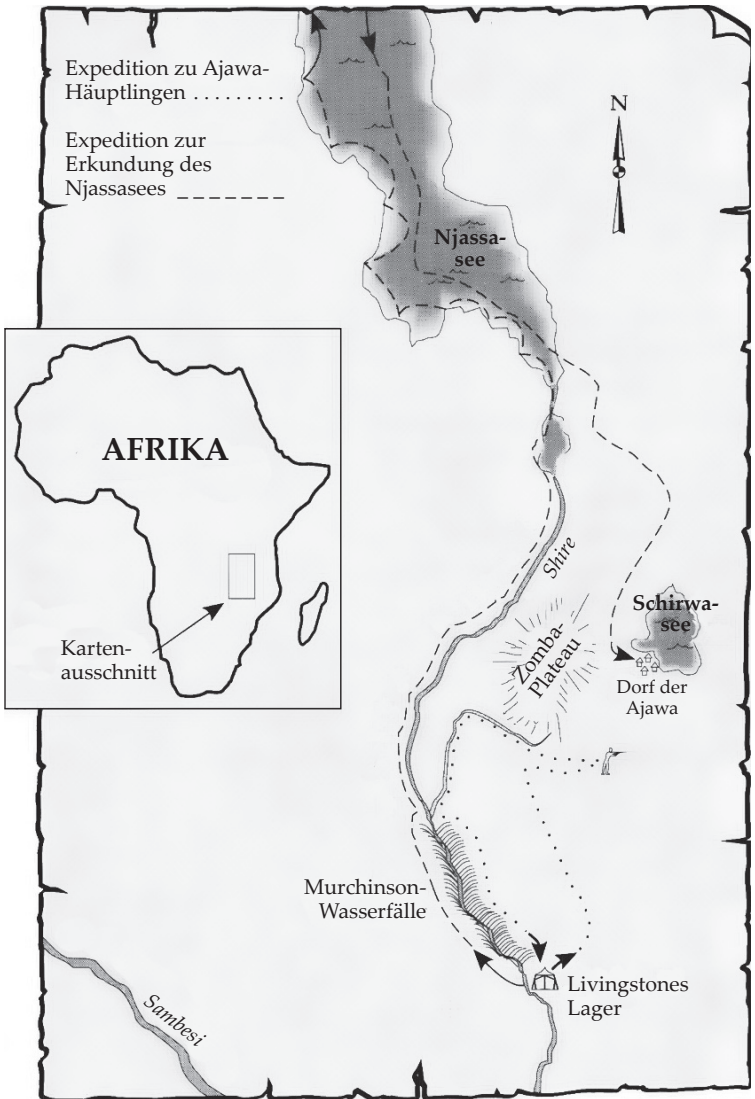
Alle in diesem Buch auftretenden Personen haben wirklich gelebt. Die Geschichte beginnt bei David Livingstones zweiter Reise nach Afrika, der Sambesi-Expedition, und schließt mit Ereignissen aus seiner dritten Expedition. Mehr Informationen über die Einzelheiten der Expeditionen David Livingstones findet ihr im letzten Kapitel des Buches (»Mehr über David Livingstone«).



Inhalt

Rote Kappen im Nebel	9
Kriegstrommeln	18
Im Lager mit dem »Feind«	28
Der Leidensweg	37
Frei!	47
»Livingstones Kinder«	55
Ein verzweifelter Plan	67
Überfall aus dem Hinterhalt	76
Der wütende Fluss	84
Die zweite Reise	93
Der Njassasee	102
Zu Hause	113
Nachwort	123
Mehr über David Livingstone	124

Südestafrika um 1861 (heute: Malawi)



Rote Kappen im Nebel

Chuma! Chuma!«

Dieser Schrei schallte durch den Morgennebel, der sich am Ufer des Schirwasees entlangzog. *Warum ruft Wikatani schon wieder nach mir?*, fragte sich Chuma. Er fand, der ältere Wikatani kommandierte ihn zu viel herum, besonders so früh am Morgen. Warum hatte er es um diese Zeit so eilig? Sie würden die Schafe des Ortes schon rechtzeitig auf die Weiden bringen.

»Chuma! Hilfe ...!« Und dann erstarb Wikatanis Stimme, als ob er den Kopf in ein Knäuel Wolle gesteckt hätte. Chuma schlug mit seinem Stock gegen die Hinterbeine des letzten Schafes. Es sprang nach vorne, um den Rest der Herde zu erreichen, die am Ufer des Sees entlangtrottete und schließlich im Nebel verschwand. *Wikatani hat es immer eilig*, dachte Chuma. *Was macht es schon für einen Unterschied, ob die Schafe unterwegs fressen oder erst auf der Weide?* Und doch konnte er sich nicht erinnern, dass Wikatanis Stimme je so dringend geklungen hatte.

Statt sich seinen Weg durch die Schafherde zu bahnen, rannte Chuma durch das seichte Wasser des Sees um die Tiere herum. Das kühle Nass spritzte bei jedem Schritt über seinen Körper, doch dann geriet er in ein Loch, sodass ihm das Wasser bis zum Hals ging. Chuma war ein guter Schwimmer und es bestand keine Gefahr. Er griff nur schnell nach den Falten seines Schurzes, um sicherzugehen, dass die Jamswurzel, die er sich für sein Mittagessen mitgenommen hatte, noch da war. Er tastete auch nach sei-

ner Kürbisflasche, die noch immer an einer Schnur um seinen Hals hing.

Er schwamm, bis seine Füße wieder den Boden berührten, und ging ans Ufer. Er schüttelte sich kurz, um Wasser und Sand aus seinen Haaren zu entfernen, und pflügte durch das hohe Gras, bis er wieder auf den Weg kam. Dort hielt er kurz inne, um nach Wikatani Ausschau zu halten. Direkt vor ihm im Nebel konnte er seinen Freund erkennen, wer aber waren die beiden fremden Männer, und was war da los?

Wikatani sah aus, als kämpfte er um sein Leben. Ein Mann hielt ihn von hinten, während der andere versuchte, die Füße des Jungen mit einem Seil zu fesseln.



Voller Angst hätte Chuma beinahe losgeschrien. Was sollte er tun? Sollte er auf die Männer zulaufen und seinen Freund befreien? Oder sollte er sich im Hintergrund halten, bis er wusste, was eigentlich los war? In diesem Augenblick biss Wikatani den einen Mann in die Hand. Dieser ließ ihn einen Moment los und Wikatani begann wieder zu rufen: »Chuma! Chuma! Hol Hilfe!« Sofort schlug der Mann seine Hand wieder über Wikatanis Mund und blickte Chuma an.

Chuma starrte ungläubig zurück, als der Fremde ihn finster ansah, doch nur einen kleinen Augenblick lang. Dann drehte Chuma sich um und rannte am Ufer entlang zurück zum Dorf – doch er war nicht schnell genug. Ein dritter Mann, der sich im hohen Gras versteckt hatte, sprang heraus und trat ihm mit einem Speer, der auf sein Herz gerichtet war, in den Weg. Chuma erstarrte. Dann bemerkte er, dass dieser Speer gar keine Spitze hatte und mehr wie ein Kanupaddel aussah, dessen Griff auf ihn gerichtet war.

Chuma dachte daran, in den See zu springen; nicht viele konnten beim Schwimmen mit ihm mithalten. Doch bevor er noch eine Bewegung machen konnte, schlug ihm der Mann mit dem Speer ohne Spitze gegen die Brust. Es gab keine Verletzung, aber Schmerz durchfuhr ihn. Chuma beschloss, nicht einfach davonzulaufen. Dann sprach ihn der Mann in einer fremden Sprache an und fuchtelte mit seinem Speer in der Luft herum. Chuma verstand, dass man ihm befahl, zu Wikatani und den beiden anderen Männern zu gehen, deshalb drehte er sich um und ging langsam durch das hohe Gras.

Als Wikatani sah, dass Chuma gefangen worden war, ließ er mutlos die Schultern hängen. Einer der Män-

ner fesselte schnell Chumas Füße. Dann ließen sie die beiden Jungen hilflos auf dem Boden sitzen, während sie sich in ihrer fremden Sprache unterhielten.

Chuma schluckte den Kloß, der vor Angst in seinem Hals aufgestiegen war, hinunter und beobachtete die Gesichter der Männer. Er hatte noch nie jemanden gesehen, der solche hellroten Kappen, solche Hosen oder Jacken trug. Er wusste, dass sie nicht aus seinem Stamm, den Ajawas, sein konnten. Sie sahen aber auch nicht wie die Männer vom Stamm der Manganja aus, gegen die sie manchmal Krieg führten. Aber es gab doch nur diese zwei Stämme in der Gegend. Die Dörfer der Ajawa lagen hauptsächlich am Ufer des Schirwasees, während die Dörfer der Manganja weiter westlich lagen, in der Nähe des Zomba-Plateaus. Wer waren diese Männer also?

Der Mann neben Wikatani stand auf und nahm seinen merkwürdigen Speer. Er deutete auf eines der Schafe, die am Wegrand grasten. Plötzlich machte dieser Speer einen gewaltigen Knall und weißer Rauch kam aus einem Ende heraus. Beide Jungen schrien laut auf, dann öffneten sie vorsichtig die Augen. Da lag eines ihrer Schafe – tot! Die anderen rannten so schnell sie konnten. Das war schlimm. Die Dorfältesten würden sehr zornig werden, dass die Jungen ein Schaf verloren hatten, doch was würde geschehen, wenn die Fremden die ganze Herde stahlen oder töteten? Chuma bekam Angst.

Und was war das für eine merkwürdige Waffe, die die Fremden hatten? Chuma hielt es für einen Speer ohne Spitze, aber sie hatten damit ein Schaf getötet, ohne die Waffe zu werfen. »Magie«, flüsterte Chuma Wikatani zu.

»Das sind Gewehre. Ich habe schon davon gehört«, meinte Wikatani. »Sie töten von weit weg.«

»Ach ja, natürlich ... Gewehre«, sagte Chuma. Er wollte nicht zugeben, dass Wikatani etwas wusste, wovon er keine Ahnung hatte, auch wenn Wikatani schon dreizehn und er erst zwölf Jahre alt war.

Dann bemerkte Chuma überrascht, wie einer der Männer einen echten Speer nahm. Er erkannte an den Zeichen darauf, dass es ein Speer der Manganja war. Der Mann ging hinüber zu dem toten Schaf und tauchte die Spitze in das Blut. Dann zerbrach er den Speer über dem Knie und warf die Stücke neben Chuma und Wikatani. Dann befahl er einem der anderen Männer, das tote Schaf zu nehmen und es auch neben die beiden Jungen zu legen.

Chuma war davon überzeugt, dass dieser Mann der Anführer der Gruppe war, denn die beiden anderen Männer gehorchten sofort; vielleicht war er sogar ein Häuptling, obwohl sie alle gleich angezogen waren.

Als der andere Mann das Schaf hinübertrug, zog er eine Blutspur um die beiden Jungen auf den Sand und das Gras. Chuma hätte gern gewusst, was diese merkwürdigen Handlungen bedeuteten. Es wurde von Augenblick zu Augenblick beängstigender. War das eine besondere Form von Magie?

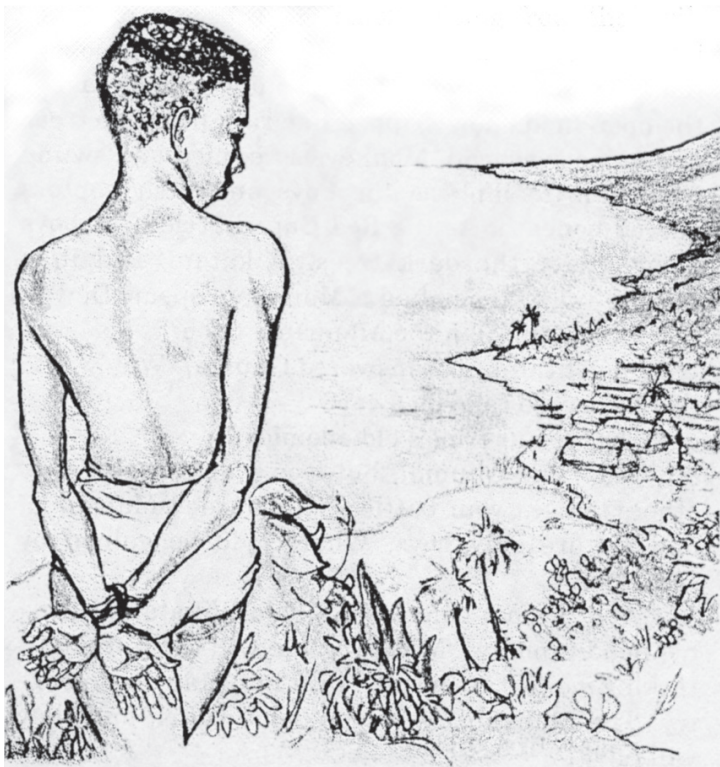
Dann griff der Anführer nach der Kürbisflasche und riss sie von Chumas Hals. Mit einem Handgriff zerbrach er sie und schmetterte sie auf den Boden. Chuma hob trotzig das Kinn. Er konnte sich leicht eine neue Flasche machen.

Doch der Mann nahm auch die Familienbänder von Wikatanis Armen und warf sie unweit der Flasche

auf den Boden. Er erteilte weitere Befehle. Einer der Männer fesselte Chumas Hände auf seinem Rücken, während der andere Wikatanis Hände fesselte. Dann schnitten sie die Fesseln an ihren Füßen durch.

Schließlich lief der Anführer der Roten Kappen los und die beiden anderen Männer bedeuteten Chuma und Wikatani, ihnen zu folgen. *Was geschieht jetzt?*, dachte Chuma voller Angst. *Sie stehlen nicht unsere Schafe; nein, sie nehmen uns mit!*

Einer der Männer trug das tote Schaf auf seiner Schulter. Aus der Wunde tropfte immer noch Blut auf den Weg. Kurz darauf bogen sie von dem Hauptweg am Seeufer ab und liefen nach Westen. Der Pfad war



kaum erkennbar. Er wand sich durch dichtes Gras die Hügel hinauf in Richtung des Dschungels.

Chuma blickte ängstlich zurück. Der Nebel stieg vom See auf und bevor sie den Dschungel betraten, konnte er die stille Oberfläche des Wassers in der Sonne glitzern sehen. In der Ferne konnte man noch den Rauch aus den Hütten seines Dorfes sehen. Dort war sein Zuhause und die Männer nahmen ihn und Wikatani mit. *Niemand wird erfahren, wo wir sind!*, befürchtete Chuma. *Sie werden uns erst vermissen, wenn wir heute Abend nicht mit den Schafen zurückkommen. Und dann werden wir schon so weit weg sein, dass sie uns nie finden werden.* Plötzlich kam ihm ein hoffnungsvoller Gedanke: *Vielleicht laufen einige Schafe nach Hause. Irgendjemand wird sie dann bemerken und sich denken, dass mit uns etwas nicht stimmt. Und dann werden sie uns suchen gehen.* Oder, sein Mut begann zu sinken, *sie glauben nur einfach, dass wir nicht aufgepasst haben.*

Als sie den Dschungel betraten, konnte Chuma den See nicht mehr sehen. Der Tau, der in der Ebene an den Grashalmen gehangen hatte, tropfte hier wie Regen von den Bäumen und Sträuchern über ihnen. Affen kreischten und schwangen sich von Ast zu Ast, während die Jungen und die Männer unten vorbeiliefen. Wikatani flüsterte Chuma zu: »Sie hatten einen Speer der Manganja. Glaubst du, sie sind vom Manganja-Stamm?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Chuma. »Warum sollten die Manganja uns entführen?«

»Sie sind die ältesten Feinde unseres Stammes.«

»Das schon«, meinte Chuma, »aber es ist nicht ehrenhaft, andere für den eigenen Stamm in den Kampf

zu schicken. Und was bringt es ihnen denn, wenn sie uns gefangen halten?«

»Nun, ich bin der Sohn eines Häuptlings«, sagte Wikatani und hob stolz den Kopf. »Wer *mich* angreift, verursacht einiges. Wir laufen direkt in das Gebiet der Manganja. Ihre Dörfer müssen hinter dem Dschungel liegen.«

»Aber die Manganja haben doch gar keinen Grund, uns anzugreifen«, widersprach Chuma wieder.

In diesem Moment bekam Chuma einen Schlag auf den Hinterkopf, so fest, dass er stolperte und hinfiel. Dadurch, dass seine Hände auf den Rücken gebunden waren, konnte er sich nicht abfangen und flog mit dem Gesicht auf den Boden. Glücklicherweise war der Untergrund weich, sodass er sich nicht wehtat. Schnell stand er wieder auf und spuckte Blätter und Sand aus.

»Nicht reden! Laufen«, schrie ärgerlich der Mann mit der roten Kappe. Er fuchtelte mit seinem Gewehr in der Luft herum, als wollte er noch einmal zuschlagen. Chuma war überrascht, dass dieser Mann ihre Sprache sprach. *Was habe ich denn Böses getan? Reden ist doch nicht schlimm*, fragte er sich.

Wikatani sagte: »Nicht schlagen. Er hat nichts getan.«

»Ich habe gesagt ›nicht reden‹«, schrie der Mann wieder, diesmal meinte er Wikatani. Er sprach die Sprache der beiden Jungen gut genug, dass sie ihn verstanden. Er hatte jedoch einen starken Akzent. Als er sein Gewehr wie einen Knüppel schwang, duckte Wikatani sich rasch, um ihm zu entkommen, und lief ein paar Meter vor. Chuma folgte ihm so schnell er konnte.

Inzwischen war es Mittag geworden und Chuma verspürte Hunger und Durst. In seinem Schurz war die kleine, gekochte Jamswurzel sicher versteckt, die seine Mutter ihm mitgegeben hatte. Er sehnte sich danach, sie hervorzuholen und zu essen, aber seine Hände waren gefesselt. Außerdem hatte er Angst, dass die Roten Kappen sie wegwerfen würden, wie sie es mit seiner Kürbisflasche getan hatten.

Während sie durch den Dschungel trotteten, dachte Chuma immer wieder an das Haus mit den starken Lehmmauern und dem Strohdach, in dem er mit seinen Eltern und seinen drei kleinen Schwestern lebte. Er wollte tapfer sein und diese Schwierigkeiten wie ein Mann meistern ... aber immer wieder fiel ihm seine Mutter ein. *Wer wird dafür sorgen, dass ich etwas zu essen habe?*, fragte er sich, obwohl er wusste, dass dies im Augenblick nicht das größte Problem war.

Kriegstrommeln

Die Sonne sank immer tiefer und schickte noch einige Strahlen durch das Blätterdach. Durch das goldene Licht leuchtete der Dschungel in warmem Grün und die Stämme der Bäume in einem Rostrot.

Chuma wusste nicht mehr, wo sie waren. Es wurde wieder hügelig und er war sich fast sicher, dass sie nun zum Zomba-Plateau kamen, er war nie so weit im Westen gewesen. Würden sie bald zu einem der Dörfer der Manganja kommen? Er wünschte, es wäre so. Er war so müde, dass er glaubte, er würde jeden Moment hinfallen. Außerdem hatte er Hunger.

Dann plötzlich, ohne dass man es vorher hätte erkennen können, kamen sie auf eine kleine Lichtung. Die Roten Kappen hielten an. Es war wohl ihr Lager. Da standen zwei einfache Hütten aus Palmenästen, unter denen Vorräte hoch aufgetürmt waren. Zwei weitere Männer mit roten Kappen saßen neben einem schwelenden Feuer und rauchten zusammengerollte Tabakblätter.

Der Mann, der das Schaf getragen hatte, ließ es neben dem Feuer auf den Boden fallen und der Anführer erteilte wieder Befehle in dieser fremden Sprache. Die Männer zogen dem Tier das Fell ab und nahmen es aus. Dann steckten sie es auf einen Spieß und hielten ihn über das Feuer.

Der Mann, der Chuma geschlagen hatte, trieb die Jungen an den Rand der Lichtung, wo er ihnen ein Seil an die Fußgelenke band. Das andere Ende des Seils wurde an einem Baum festgemacht. Er schnitt die Seile um ihre Handgelenke durch; dann lief er

hinüber zu den anderen ans Feuer. Chuma und Wikatani versuchten, sich auf dem Boden zwischen den großen Wurzeln bequem hinzusetzen, und warteten, was weiter geschehen würde.

Die Nacht im Dschungel kann sehr dunkel sein; nur wenig Mondlicht dringt durch das dichte Blätterdach. Selbst am Rand der Lichtung war es stockfinster. Chuma und Wikatani saßen niedergeschlagen da und beobachteten die fünf Roten Kappen an ihrem Feuer, die das gebratene Schaf verzehrten und einen Krug mit einem Getränk herumreichten. *Diese Männer haben nicht das Recht, unser Schaf zu essen!*, dachte Chuma wütend. Sein Hunger ließ ihn immer noch hoffen, dass die Roten Kappen ihnen etwas zu essen bringen würden, aber kurz darauf waren die Männer betrunken und schliefen ein.

Er war so hungrig, dass es wehtat. Chuma griff schließlich in die Falten seines Schurzes und zog die kalte Jamswurzel heraus. Er biss hinein. So gut hatte es ihm noch nie geschmeckt ... vielleicht lag es auch nur daran, dass er noch nie so hungrig gewesen war. Er biss nochmals ab, da flüsterte er Wikatani zu: »Willst du auch?«

»Was?«

»Willst du mal an der Jamswurzel beißen?«, fragte Chuma.

»Wo hast du die denn her?«, sagte Wikatani erstaunt und griff in das Dunkel, bis er die Jamswurzel in der Hand hatte.

»Meine Mutter hat sie mir mitgegeben. Sie war in meinem Schurz.«



»Ich habe gar nicht gewusst, dass eine Jamswurzel so gut schmecken kann«, seufzte Wikatani und gab sie Chuma zurück. »Glaubst du, wir schaffen es, uns loszubinden?«

»Ich weiß nicht«, meinte Chuma, biss noch einmal ab und steckte den Rest der Jamswurzel wieder in seinen Schurz. Er versuchte, die feste Schlinge um seinen Fuß zu lösen. Doch je fester er zog, desto enger zog sie sich zusammen. »Ich schaffe es nicht.«

Wikatani brummte leise: »Ich bin frei.«

»Dann hilf mir.«

Wikatani zog und knotete. Er benutzte seine Zähne, um den Knoten zu lösen, aber es brachte nichts. Das Seil war zu fest geschnürt.

»Vielleicht findest du etwas Scharfes, womit du das Seil durchschneiden kannst«, meinte Chuma.

Wikatani schlich in die Dunkelheit und plötzlich fühlte Chuma sich furchtbar allein. Er wartete lange Zeit. *Wo bleibt Wikatani nur so lange?*, fragte sich der Junge. Sein Herz klopfte bis zum Hals. *Vielleicht hat er sich verlaufen. Was mache ich, wenn er nicht mehr zurückkommt?*

Und dann, als wäre er nie fort gewesen, war Wikatani wieder an seiner Seite. »Ich kann nichts finden. Hier liegen nur einige Steine herum und die sind alle stumpf. Außerdem sehe ich nichts in dieser Dunkelheit.«

»Was ist mit einem Messer von den Roten Kappen?«, fragte Chuma.

»Bist du verrückt? Wenn sie aufwachen?«

Schweigend saßen sie eine Weile da. Schließlich meinte Chuma: »Du solltest Hilfe holen.«

»Bei dieser Finsternis? Ich verlaufe mich garantiert und dann finden mich die Hyänen.«

Chuma zitterte bei dieser grausamen Vorstellung. Die kurze Zeit, die Wikatani weg gewesen war, war schon genug, um sich auszumalen, wie schrecklich es war, allein in Gefangenschaft zu sein. Und doch schien es der einzige Ausweg. »Und wenn du gehst, wenn es gerade Tag wird? Du könntest dich im Dschungel verstecken, bis du richtig siehst, und dann findest du auch nach Hause.«

»Ja, vielleicht«, meinte Wikatani. »Aber jetzt sollten wir schlafen.«

Das Gezwitscher der Vögel und das Geschrei der Affen weckten Chuma. Er hatte von seinen drei Schwestern geträumt, wie sie am Ufer des Sees spielten. *Daheim. Daheim war es so schön*, dachte er wehmütig, als ihm bewusst wurde, wo er war.

Ein schwacher Lichtschein schimmerte durch die Blätter. Sie hatten länger geschlafen, als gut war. Er schüttelte Wikatani. Doch was war das? Außer den Dschungelgeräuschen hörten sie noch etwas: das Bum, bum, bum-bum, bum von weit entfernten Trommeln.

»Chuma – das sind Ajawa-Trommeln!«

»Du hast recht.« Chuma stellte sich einige der wichtigsten Männer seines Dorfes vor, die auf hohle Baumstücke schlugen, um ihre Botschaften kilometerweit durch den Dschungel zu schicken. Der Rhythmus machte die Bedeutung aus. Dieser hier bedeutete ... »Krieg. Sie wollen Krieg gegen die Manganja führen«, flüsterte Chuma erregt.

»Weil wir verschwunden sind?«, fragte sein Freund.

»Vielleicht.« Chuma dachte einen Moment nach. »Der zerbrochene Manganja-Speer und das Schafsblut ließ alles so aussehen, als hätten sie uns gefangen.«

»Und jetzt werden unsere Krieger die Manganja angreifen.«

»Ja. Ich glaube, das war die Absicht der Roten Kappen. Aber warum?«, fragte sich Chuma laut.

»Wen kümmert's im Moment? Ich muss verschwinden.«

»Sei vorsichtig«, meinte Chuma und legte seinem Freund die Hand auf die Schulter. »Und komm bald zurück. Ich will nicht länger als nötig gefangen sein.«

Als Wikatani sich aufmachte, konnte Chuma ihn kaum in dem dichten Dschungel sehen, als er um die Lichtung herumging, um den Weg zu finden, den sie gekommen waren.



Dann plötzlich ein fürchterliches Geschrei und Geheule. Wikatani hatte wohl einige Paviane aufgeschreckt, die sich im Lager der Roten Kappen zu schafen machten. Die Paviane kreischten und schrien, als sie die Lianen hochkletterten, um sich auf den Bäumen in Sicherheit zu bringen.

Chuma hielt den Atem an und wünschte, er könnte die Paviane zum Schweigen bringen, aber wie sollte er? Zwei der Roten Kappen setzten sich auf und erblickten Wikatani, der den Weg entlangrannte. Sie griffen ihre Gewehre und schossen auf ihn.

»Lauf, Wikatani, lauf«, flüsterte Chuma unterdrückt, seine Fäuste waren vor Angst fest geballt. Wenn Wikatani nicht entkam, konnten sie nicht gerettet werden. Und wenn sie nicht gerettet wurden, würde es Krieg geben und viele Ajawa würden ums Leben kommen.

Chuma wollte die Geister anrufen, aber er wusste, dass die Geister sich nicht darum kümmern würden. Ihre Hilfe konnte man nur bekommen, wenn man ihnen ein Opfer darbrachte, und er hatte nichts. Dann erinnerte er sich an den kleinen Rest von der Jamswurzel, den sie von gestern noch übrig hatten. Er zog sie heraus. *Es ist das Einzige, was ich noch zu essen habe*, dachte er. *Wenn ich sie den Geistern opfere, könnte ich sterben. Wenn ich es aber nicht tue, könnte es sein, dass Wikatani nicht entkommen kann.*

Bevor er eine Entscheidung treffen konnte, hörte man das Gedonner eines Gewehrs in der Ferne. Chuma verlor allen Mut. *Hatten die Roten Kappen Wikatani getötet?* Er wartete, aber er hörte nichts mehr außer den Geräuschen des Dschungels – den Gesang der Vögel,

das Summen der Insekten und in der Ferne immer noch die Trommeln.

Als er es kaum noch aushielt, hörte er Schritte, die den Weg hinaufkamen. Er war sehr erleichtert, als er Wikatani sah, der zurück auf die Lichtung stolperte. Wikatani war noch am Leben! Einer der beiden Roten Kappen, der hinter ihm lief, hatte eine feste Rute abgeschnitten und schlug Wikatani alle paar Schritte, wenn der Junge nicht schnell genug ging. Seine Arme waren auf den Rücken gebunden. Als sie an dem Baum ankamen, an den Chuma festgebunden war, schlug der Mann heftig auf Wikatani ein, sodass er zu Boden stürzte. Er schrie die Jungen in seiner fremden Sprache an, als er das Seil wieder um Wikatanis Fußgelenk band. Er band diesmal nicht nur einen Fuß, sondern beide fest. Dann zog er an Chumas Seil, um zu sehen, ob es noch fest genug war. Chumas Knöchel schmerzte, so fest war es geschnürt.

»Was ist passiert?«, fragte Chuma, als die Rote Kappe zu den anderen zurückging. Dann bemerkte er, in welchem Zustand sein Freund war. Er war dreckverschmiert und hatte blutige Kratzer an beiden Beinen. Außerdem hatte er einen offenen Schnitt auf der Stirn, der langsam immer mehr zuschwoll. »Was ist mit dir passiert?«, fragte Chuma noch einmal ängstlich.

»Sie haben mich gefangen«, schmolte Wikatani. Tränen stiegen in seinen Augen auf.

»Das sehe ich«, meinte Chuma. »Und wie?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Wikatani und blickte in den Dschungel. »Ich rannte und rannte. Ich wusste, dass

sie hinter mir waren. Ich rannte einen kleinen Hügel hinunter und überquerte einen Fluss. Ich kletterte gerade am anderen Ufer hinauf, als sie mit einem Gewehr auf mich schossen. Ich wollte nicht sterben, also blieb ich stehen. Als sie mich gefangen hatten, schlugen sie mich.«

Chuma fragte nicht weiter.

Inzwischen war es Mittag geworden, doch die Roten Kappen hatten den Jungen noch immer nichts zu essen oder trinken gegeben. Chuma begann, sich Sorgen zu machen. Er war auch vorher schon einmal durstig gewesen, aber so wie jetzt war es noch nie gewesen. Sein Mund war ausgetrocknet und seine Zunge war so geschwollen, dass er nicht mehr richtig sprechen konnte. Sein Kopf fühlte sich so merkwürdig an, als würde er vornüberfallen, wenn er aufstand. Und Wikatani sah immer schlimmer aus, je weiter die Stunden vorrückten.

Schließlich beschloss er, dass sie etwas tun mussten, selbst auf die Gefahr hin, dass die Roten Kappen böse wurden. Er begann zu schreien. »Gebt uns zu essen! Wir brauchen Wasser!« Er wusste, dass zumindest einer der Männer die Ajawa-Sprache konnte. Doch als die Roten Kappen zu ihnen hinübersahen, zeigten sie nur mit den Fingern auf sie und lachten. Doch Chuma schrie weiter. Vielleicht hatten sie bald sein Geschrei so satt, dass sie ihnen gaben, was sie brauchten.

Einer der Männer griff nach einem Knochen von dem Schaf, das sie am Abend zuvor gegessen hatten. Chuma sah, dass noch etwas Fleisch daran war. Der Mann ging hinüber zu den Jungen und Chuma saß erwartungsvoll schweigend da. Er blieb in geringer

Entfernung stehen und grinste die Jungen boshaft an. Dann ließ er den Knochen auf den Boden fallen, schob mit seinem Schuh Sand darüber und sagte: »Hungrig?« Als er Chuma ein Zeichen gab, den Knochen zu holen, streckte dieser sich aus, doch der Knochen war außerhalb seiner Reichweite. Er zog an dem Seil, mit dem er am Baum festgebunden war, legte sich auf den Boden und streckte sich so weit er konnte, doch der Knochen war immer noch zu weit weg.

Die Roten Kappen brachen in Gelächter aus. Je mehr Chuma sich anstrengte, desto lauter lachten die Männer, bis ihnen langweilig wurde.

Doch Chuma wollte nicht so ohne Weiteres aufgeben. Er krabbelte zurück zu dem Baum und blickte sich um. Er nahm einen kleinen Stock und versuchte, damit so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen, als er sich wieder zurück zu dem Knochen schob und mit dem Stock danach angelte.

Es reichte gerade und er begann, den Knochen in seine Richtung zu rollen. Fast hätte er es geschafft, als er ausrutschte und den Knochen dadurch weiter weg schlug. Jetzt konnte er ihn überhaupt nicht mehr erreichen!

»Chuma! Chuma!«, flüsterte Wikatani. »Versuch es damit.« Es war ein längerer Stock mit einem kleinen Ast daran.

Chuma benutzte es wie einen Haken und konnte so den Knochen zu sich holen.

Die Jungen zupften das übrig gebliebene Fleisch von dem Knochen. Es war zwar schmutzig und man hätte es in ihrem Dorf nicht einmal den Hunden gegeben,

aber sie waren so schwach vor Hunger, dass es ihnen nichts ausmachte. Sie aßen und es schmeckte ihnen sogar.

Als die Jungen den letzten Rest abgenagt hatten, sagte Wikatani plötzlich: »Wo sind sie hingegangen?«

In ihrem Eifer hatten sie nicht bemerkt, dass die Roten Kappen verschwunden waren. »Ach, sie werden hier irgendwo in der Gegend sein«, meinte Chuma.

»Ich glaube nicht«, sagte Wikatani. »Ich glaube, sie sind weg. Die Vorräte unter dem Dach sind alle verschwunden. Sie sind wirklich weg.«

»Das ist unsere Chance«, sagte Chuma. »Wir müssen uns befreien und von hier weglaufen.«

Im Lager mit dem »Feind«

So sehr sie es auch versuchten, den beiden Jungen gelang es nicht, die Seile zu lösen. Und bald waren der Hunger und der Durst so stark, dass sie nicht mehr an eine Flucht dachten. Wikatani hatte Schmerzen von den Schlägen und die Schnittwunden hatten sich entzündet. Chuma hasste den Gedanken daran, dass sie an den Bäumen festgebunden sterben würden. Er und Wikatani lagen auf dem Boden, schwach vor Hunger, Durst und Erschöpfung. Obwohl dieser qualvolle Tag nie zu enden schien, wurde es schließlich Nacht und die Jungen fielen in einen unruhigen Schlaf.

Mitten in der Nacht wachte Chuma plötzlich auf. Zuerst war er verwirrt. *Was war los?* Dann schrie er auf, doch seine Stimme hörte sich nur noch wie ein Quieken an. »Regen! Wikatani! Es regnet!«

Die Jungen legten die Hände aneinander, um das Wasser aufzufangen. Sie tranken wieder und wieder. Der Regen dauerte nicht sehr lange und bald waren sie wieder eingeschlafen.

Am nächsten Morgen lag die Lichtung nach wie vor einsam da. »Lassen die Roten Kappen uns hier, damit wir sterben?«, fragte Chuma.

»Nein, sie werden wiederkommen«, versicherte Wikatani. »Es sind immer noch Lebensmittel da.«

Das Wasser hatte sie gestärkt, doch der Hunger wurde immer schlimmer. Irgendwann im Laufe des Tages hatte Chuma eine Idee. Er untersuchte die Rinde des Baums, an dem sie festgebunden waren. Dann schälte er die Rinde so schnell er konnte vom Baum.

Termiten! Und Maden! *Warum war ihnen das nicht früher eingefallen?* Wikatani half ihm und sie schoben die Insekten so schnell sie konnten in ihren Mund. Sie brauchten viele Termiten, um den schlimmsten Hunger zu stillen, doch schließlich ließ der Schmerz in der Magengegend nach. Dies sollte nicht die letzte Mahlzeit sein, die sie von dem Baum nahmen.

Zwei Tage vergingen, ehe die Roten Kappen wiederkamen mit Dutzenden anderen Gefangenen. Männer, Frauen und Kinder waren mit Seilen aneinandergebunden. Viele der Kinder waren jünger als Chuma und Wikatani. Oft schlugen die Roten Kappen die Männer mit den Gewehrläufen und traten die Frauen und Kinder. Die kleineren Kinder weinten vor Angst.

Diesmal hatten die Roten Kappen auch richtige Peitschen, nicht nur Zweige, mit denen sie Wikatani geschlagen hatten. Die Peitschenschnüre sausten durch die Luft und trafen auf nackte Haut, die sofort anschwell und gelegentlich auch aufriss und blutete, als die Männer ihre Gefangenen in die Mitte der Lichtung trieben.

Wikatani und Chuma starrten mit offenem Mund. »Sieh dir das an!«, flüsterte Chuma, als er die eintätowierten Stammesmale der Gefangenen erkannte. »Alles Manganjas.«

»Stimmt. Und einige der Männer sind verwundet.«

»Es sind aber keine Wunden von Gewehren, sondern von ... Speeren.«

Die Jungen beobachteten, wie zwei der Roten Kappen Äste in Y-Form den Männern um den Hals banden. Die Äste waren ungefähr zwei Meter lang und



endeten in einem Y. Die Roten Kapten legten diese beiden kürzeren Enden um den Hals eines Mannes und verbanden sie mit einer langen Metallstange. Damit stand dem Mann das lange Ende des Y-Holzes entweder nach vorne, nach hinten oder zur Seite weg. Dadurch war jede schnelle Bewegung unmöglich, denn die Stangen hängten sich sofort an etwas fest.

»Sie machen sie zu Sklaven!«, sagte Wikatani erschrocken. »Diese Stangen verhindern, dass sie weg-

laufen können. Niemand kann mit einem solchen Ding um den Hals durch den Dschungel rennen.« In diesem Augenblick spuckte einer der gefangenen Männer eine der Roten Kappen an, als dieser ihm das Y um den Hals gelegt hatte, und trat wild um sich. Eine andere der Roten Kappen griff nach einem Stock und schlug den Mann damit zu Boden.

Chuma starrte immer noch hinüber zu den anderen Gefangenen. Er hatte schon davon gehört, dass man Sklaven auf diese Weise behandelte, und einmal hatte er sogar gesehen, wie man einen Verbrecher so bestrafte.

Nachdem die Roten Kappen allen Männern ein solches Y um den Hals gelegt hatten, banden sie die Frauen mit starken Seilen aneinander. Sie zogen die Stricke von einem Hals zum nächsten. Es sah aus wie eine menschliche Kette.

Chuma zählte dreiundachtzig Gefangene. Einige der Kinder waren sicher nicht älter als fünf Jahre und es waren auch welche darunter, die noch von ihren Müttern getragen wurden. Einige der Manganja trugen ihre persönlichen Sachen – Kochtöpfe, Wasserflaschen und Säcke, die wahrscheinlich Maismehl oder Maniokwurzelmehl enthielten.

Viele der Frauen weinten vor Angst, ihre Tränen mischten sich mit denen der Kinder, die sich an sie klammerten. Doch als der Abend kam, hatten sich die meisten mit ihrem Schicksal abgefunden und versuchten, sich einigermaßen bequem hinzusetzen. Zuerst war damit ein größeres Durcheinander verbunden, da die Frauen an den Hälsen zusammengebunden waren. Eine wollte in die eine Richtung gehen, während die nächste in die entgegengesetzte wollte,

doch schließlich hatten sie es so weit organisiert, dass sie sich nicht ständig gegenseitig am Hals zogen.

Die Kinder sammelten Holz, um Feuer zu machen, während die Männer mit ihren Stangen um den Hals herumstolperten und Wasser und Maismehl in die Kochtöpfe taten und diese über das Feuer hielten. Sie wollten ihr gewohntes *nsima* kochen.

Da sie die Situation unter Kontrolle hatten, hielten sich die Roten Kappen im Hintergrund und erlaubten ihren Gefangenen, ihre Mahlzeiten zu kochen, ohne sie anzuschreien und ihre Peitschen zu gebrauchen, außer wenn einer der Männer zu nah an den Rand der Lichtung kam, von wo er hätte versuchen können, in den Dschungel zu flüchten.

Wikatani und Chuma versuchten einige Male, mit den neuen Gefangenen zu sprechen. Die Sprache der Ajawa war der der Manganja ähnlich, sodass sie sich untereinander verständigen konnten. Doch die einzige Reaktion waren wütende Blicke; eine Frau spuckte Wikatani sogar an.

»Ich weiß ja, dass unsere Stämme verfeindet sind«, schmollte Wikatani und wischte die Spucke weg, »aber *wir* können ihnen doch nichts tun. Warum sind sie so zu uns?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Chuma. Er beobachtete ein Manganja-Mädchen, das im Schein der vielen kleinen Feuer dasaß. Sie war ungefähr in ihrem Alter. »Wir sind alle Gefangene der Roten Kappen; wir sollten einander helfen.«

»Ja. Wir haben jetzt denselben Feind. Die Roten Kappen gehören nicht hierher; sie sind Eindringlinge.« Wikatani beobachtete dasselbe Mädchen. Sie war nicht festgebunden wie die anderen Frauen.

Als das Mädchen in ihre Richtung blickte, bedeutete Chuma ihr, zu ihnen zu kommen. Sie sah sich um, ob die Roten Kappen sie beobachteten, aber sie kam nicht. Einige Minuten später blickte sie wieder hinüber zu den Jungen. Wikatani lächelte und sie lächelte zurück. Auch er winkte ihr, aber sie schüttelte den Kopf.

Dann ging sie wie zufällig von ihren Leuten weg und begann Holz am Rand der Lichtung aufzuschichten. Langsam näherte sie sich dem Baum, an dem Chuma und Wikatani festgebunden waren. »Was wollt ihr?«, fragte sie, als sie sich in Hörweite befand.

»Wasser«, sagten sie wie aus einem Munde. »Und etwas zu essen«, fügte Chuma hinzu.

Sie ging weiter, hob Zweige auf, bis sie wieder beim Feuer ihrer Familie war.

Wenige Minuten darauf kam das Mädchen mit einer kleinen Wasserflasche zurück. »Haben sie euch nichts zu essen gegeben?«, fragte sie.

»Nur einen Knochen«, sagte Wikatani.

»Wenn in der Baumrinde keine Termiten und Maden gewesen wären, wären wir verhungert.«

Das Mädchen betrachtete die Jungen eingehend. »Ihr seid keine Manganja«, sagte sie überrascht.

»Nein. Wir sind Ajawa«, antwortete Chuma. »Die Roten Kappen haben uns vor drei Tagen gefan-



gen, als wir die Schafe aus unserem Dorf auf die Weide brachten.«

»Ajawas sind Hyänen«, rief sie verärgert. »Sie greifen einen an, sobald man ihnen den Rücken kehrt.« Sie griff nach dem Wasser und wollte weggehen.

»Warte!«, sagte Wikatani. »Warum glaubst du das?«

Das Mädchen drehte sich mit einem hasserfüllten Blick herum. »Die Manganja und die Ajawa hatten Frieden geschlossen. Wir haben den Frieden gehalten, aber euer Volk hat uns angegriffen! Im Dunkeln habe ich nicht erkannt, dass ihr Ajawa seid, sonst hätte ich euch niemals Wasser gebracht.«

Chumas Verstand arbeitete blitzschnell. Ihr Volk hatte die Manganja angegriffen? Er begann zu verstehen, was passiert war.

»Das war ein Missverständnis!« sagte Chuma flehend. »Unser Volk dachte, *ihr* hättet uns gefangen genommen. Deswegen haben sie mit euch Krieg angefangen. Sie wissen nichts über diese Roten Kappen.«

Das Mädchen zögerte.

Wikatani fuhr fort: »Das stimmt. Wenn unser Volk gewusst hätte, dass die Roten Kappen uns entführt haben, wären sie hierhergekommen, um uns zu befreien.«

Das Mädchen blickte sie immer noch ungläubig an. »Warum dachten die Ajawa, dass wir es gewesen sind?«, wollte sie wissen.

»Die Roten Kappen zerbrachen einen Manganja-Speer und ließen ihn auf dem Weg liegen, wo sie uns gefangen haben«, sagte Chuma.

»Und sie spritzten überall Blut hin, damit es so aussah, als hätten Manganja uns getötet oder schwer verwundet«, fügte Wikatani hinzu.

»Aber warum sollten die Roten Kappen das tun?«, fragte das Mädchen skeptisch.

»Wir glauben, sie *wollten*, dass die Ajawa die Manganja angreifen, deswegen sollte alles so aussehen, als hätte euer Stamm uns gefangen.«

»Aber wir wissen auch nicht, warum«, gab Wikatani zu. »Warum sollten sie einen Krieg zwischen den beiden Stämmen anzetteln?«

»Wenn das, was ihr sagt, wahr ist«, sagte das Mädchen, »dann ist mir alles klar. Sie wollten Sklaven kaufen. Sie sind nur zu fünft. Und das ist die einzige Möglichkeit, viele Sklaven zu bekommen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Wikatani.

»Wir sind von eurem Volk überfallen, gefangen genommen und in ein Ajawa-Dorf gebracht worden. Die Roten Kappen kamen direkt am nächsten Morgen, kauften uns alle und brachten uns hierher.«

»Euch gekauft? Womit?«, fragte Chuma.

»Mit bunt gemusterten Stoffen, Kupferdraht, neuen Kochtöpfen – alles Sachen von den weißen Männern«, sagte das Mädchen.

Keiner der Jungen hatte jemals einen weißen Mann gesehen, aber sie hatten schon viel von ihnen gehört. Weiter unten am Fluss Shire, wo er in den Sambesi mündete, fuhren die weißen Männer auf dem Wasser mit riesigen rauchenden Booten. Gerüchten zufolge hatten sie ein Dorf namens *Tete* viele Kilometer den Sambesi flussaufwärts gegründet.

»Sklavenhändler«, schnappte Wikatani. Nur von den weißen Männern konnte man bunte Stoffe, Draht und Töpfe bekommen. Oft wurden diese Dinge für Sklaven eingetauscht.

Neue Furcht zeigte sich in Wikatanis Augen. »Werden wir in das Land der weißen Männer geschickt werden?«

»Wir nicht«, sagte das Mädchen stolz. »Unsere Krieger werden uns bald retten.«

»Ja. Ich bin sicher, sie werden es versuchen«, meinte Chuma langsam. »Aber sie wissen nicht, wo ihr seid. Sie werden Ajawa-Dörfer angreifen und als Rache ebenfalls Gefangene nehmen.«

»Und wahrscheinlich auch den Roten Kappen verkaufen«, fügte Wikatani hinzu.

Das Mädchen starrte die beiden Jungen ungläubig an. »Dann ... kommen wir vielleicht nie mehr nach Hause!«

Der Leidensweg

T uut – tuut – tuut!

Chuma erwachte von einem furchterregend lauten Klang. Als er sich aufsetzte, sah er einen der Roten Kappen, der zwischen den Gefangenen herumlief und laut in ein helles, schmales Horn blies.

Zisch-krack! Zisch-krack!

Ein weiterer Mann folgte ihm und schwang seine Peitsche über den Köpfen der Leute. »Aufstehen! Aufstehen! Heute wird marschiert«, schrie er in der Sprache der Manganja und trat diejenigen, die nicht schnell genug aufstanden.

Die Roten Kappen trieben die Männer zu dem überdachten Platz und beluden sie mit den restlichen Vorräten, die dort aufbewahrt waren: Stoffballen, Kupferdraht, eiserne Kochtöpfe, schwere Kisten und Getreidesäcke.

»Los! Los!«, schrie einer der Roten Kappen, schwang seine Peitsche und schlug damit jeden Gefangenen, der nicht schnell genug aus seiner Reichweite verschwinden konnte. Die anderen Roten Kappen kontrollierten, ob die Seile, die die Frauen an den Hälsen miteinander verbanden, noch fest genug waren.

Da die Männer der Manganja die Vorräte der Roten Kappen schleppen mussten, mussten die Frauen ihre eigenen Vorräte tragen. Einige Frauen luden sich ein großes Bündel auf den Kopf, hatten ein Kind auf einem Arm und einen Topf oder etwas anderes auf dem anderen.

Der Anführer der Roten Kappen blies wieder in sein Horn und marschierte den Weg hinunter, während die anderen Roten Kappen die Gefangenen in eine Reihe trieben und ihm folgten.

Chuma und Wikatani blieben still unter ihrem Baum. »Vielleicht vergessen sie uns hier«, flüsterte Chuma. »Dann könnten wir fliehen.«

»Wie?«, fragte Wikatani. »Wir haben es doch bis jetzt noch nicht geschafft freizukommen. Wir werden hier verhungern, wenn wir nichts weiter zu essen haben als diese Termiten.«

»Uns wird schon etwas einfallen. Ich hoffe bloß, sie nehmen uns nicht mit und verkaufen uns an die weißen Männer.«

Doch der letzte der Roten Kappen kam hinüber zu ihrem Baum und schnitt die Seile durch. »Beeilt euch. Ihr müsst die anderen einholen«, bellte er in seinem merkwürdigen Akzent.

Die Jungen schlossen sich dem langen Zug an. Kinder weinten, die Roten Kappen schlugen mit ihren Peitschen – manchmal schrie einer der Gefangenen vor Schmerzen auf. Und während der ganzen Zeit machten die Frauen ihrer Sorge Luft: Sie stießen hohe Schreie aus, indem sie die Zunge schnell vor- und zurückschlagen ließen, wodurch ein schreckliches Gejammer entstand. Chuma erinnerte es daran, wie sein Großvater beerdigt wurde.

Die Männer hatten es besonders schwer durch ihr Y-Joch. Die Stangen schienen sich ständig im Gebüsch zu verfangen und als der Zug einen kleinen Hügel hinaufstieg, schlugen die Stangen auf den Boden vor ihnen und hätten sie fast nach hinten umgeworfen.

Sie kamen an diesem Morgen nur sehr langsam vorwärts und die ständigen Peitschenhiebe auf die Rücken der Gefangenen machten alles noch schlimmer. Kurz nach Mittag kamen sie einen Hügel hinunter in ein fruchtbares grünes Tal. Dort standen hohe Zuckerrohrpflanzen an beiden Seiten des Weges und die Roten Kappen hatten offensichtlich Angst, dass einer ihrer Gefangenen zwischen den hohen Pflanzen verschwinden könnte. Sie rannten immer wieder von hinten nach vorne und zurück, um sicherzugehen, dass alle auf dem Weg blieben.

Doch einer der Männer versuchte auszubrechen. Trotz des Joches, das um seinen Hals befestigt war, versuchte er, auf einem kleinen Seitenpfad im Zuckerrohr zu verschwinden, bevor die Roten Kappen ihn sahen.

Doch einer der Roten Kappen, der direkt vor Chuma und Wikatani lief, entdeckte ihn. Er lachte laut und schrie: »Du entkommst uns nicht. Versuch es nur, du wirst schon sehen, dass du uns nicht davonlaufen kannst.« In diesem Moment verfang sich das Y-Joch des Mannes im Zuckerrohr und warf ihn zurück auf den Weg. Er keuchte, als er versuchte, wieder auf die Füße zu kommen. Er wollte die Stange losmachen und wieder im Zuckerrohr verschwinden. Da hob der Mann mit der Roten Kappe seinen Speer ohne Spitze an seine Schulter und – wie es bei dem Schaf geschehen war – man hörte einen lauten Knall, viel Rauch stieg auf. Der Flüchtige krümmte sich auf dem Boden. Er blutete aus dem Rücken.

Er keuchte noch einmal, dann war er tot.

Viele der anderen Gefangenen schrien und eine Frau, sie war wohl die Frau des Mannes, versuchte,

an seine Seite zu rennen. Dabei zog sie die anderen Frauen, die mit ihr zusammengebunden waren, mit. Doch die Roten Kappen schlugen sie mit ihren Peitschen. »Los! Los! Oder ihr werdet mit ihm sterben«, riefen sie den verängstigten Gefangenen zu.

Chuma und Wikatani starrten den Mann, der geschossen hatte, zitternd vor Angst an. Die Y-Stangen blieben im Zuckerrohr stecken und hielten den Kopf des Erschossenen hoch, sodass er fast in Sitzposition war. Seine Augen waren immer noch offen und blickten blind in den Himmel.

»Bewegt euch!«, schnarrte einer von den Roten Kappen.

Die lange Schlange der Gefangenen marschierte schweigend weiter. Man hörte nichts außer dem Schluchzen einiger Frauen.

Am Nachmittag zogen dicke schwarze Wolken auf und ein Donner kündigte ein schweres Gewitter an. Der Regen machte das Gehen auf dem schlammigen Weg sehr schwierig, doch die Menschen freuten sich darüber. Sie waren gelaufen, seit die Roten Kappen sie beim Morgengrauen so unsanft geweckt hatten, und viele hatten keine Zeit gehabt, etwas zu essen oder zu trinken. Der Regen bedeutete zumindest ein bisschen Wasser. Das Gewitter dauerte nicht lange und bald brach die Sonne wieder durch die Wolken und wärmte die Reisenden nach der Kühle des Regens.

Als die Wolken sich verzogen, ging es erbarmungslos ohne Pause weiter, bis die Sonne hinter den Hügeln unterging. Bei Einbruch der Dunkelheit suchten die Roten Kappen eine Lichtung, durch die ein kleiner Fluss floss, zum Lagern. Das Wasser war will-

kommen für wunde, müde Füße, die während des langen Marsches durch Dornen oder spitze Steine verletzt worden waren.

Die Lichtung hatte jedoch einen Nachteil. Es gab so gut wie kein Holz zum Feuermachen. Die wenigen Feuerstellen, die eingerichtet worden waren, wurden mit dichten Grasbüscheln am Leben erhalten. Doch der Regen hatte das Gras so durchweicht, dass es mit starkem Rauch brannte und nur wenig Hitze entwickelte, mit der man vielleicht kochen konnte – wenn es überhaupt brannte. Die Roten Kappen wollten den Kindern nicht erlauben, weiter in den Wald zu gehen, um Holz zu sammeln. Das bedeutete, dass die meisten ihr Essen nicht kochen konnten und sich mit rohem Maismehl oder Kleinigkeiten, die sie mitgebracht hatten, behelfen mussten.

Die Roten Kappen dachten nicht daran, auch nur irgendetwas von ihren eigenen Vorräten an ihre Gefangenen abzugeben, daher konnten die Gefangenen nur essen, was sie mitgebracht hatten. Chuma und Wikatani hatten nichts und da die Manganja sie für ihre Gefangennahme verantwortlich machten (sie waren schließlich Ajawa), bot ihnen niemand etwas zu essen an.

Chuma schloss die Augen, der Schmerz in seinem Magen war zu stark. Er fühlte sich schwach und wusste, dass er am nächsten Tag nicht würde marschieren können, wenn er nicht etwas zu essen bekam. Er saß lange da und versuchte, an nichts zu denken, dann fuhr er erschrocken zusammen, als er seinen Namen hörte.

Er öffnete die Augen. Es war fast dunkel und zuerst sah er niemanden. Dann erblickte er das Mädchen.

Sie hatte jedem der Jungen ein Blatt mit einem Löffel voll kaltem Maismehlbrei darauf gebracht. Chuma und Wikatani aßen gierig. Da es nicht richtig gekocht war, konnte man es nicht als echtes *nsima* bezeichnen, aber der stechende Schmerz in der Magengegend hörte zumindest auf.

»Woher weißt du, wie ich heiße?«, fragte Chuma das Mädchen.

Sie sah zu Wikatani hinüber. »Er hat dich so angesprochen. Und du nennst ihn Wikatani.«

»Und wie heißt du?«

»Dauma.« Das Mädchen setzte sich neben die Jungen auf den Boden. »Wisst ihr, wo sie uns hinbringen?«

»Wir sind den größten Teil des Tages nach Südwesten gelaufen«, meinte Wikatani. »Wir müssten eigentlich mitten im Land der Manganja sein. Ich dachte, du weißt, wo wir sind.«

»Mein Volk kennt dieses Land nicht«, antwortete das Mädchen. »Sie befürchten, dass wir zu den weißen Männern nach Tete am Sambesi gebracht werden sollen. Wir werden nie wieder nach Hause zurückkommen!«

* * *

Am nächsten Tag achteten die Gefangenen darauf, dass sie noch vor Sonnenaufgang aufstanden, damit sie etwas zu essen bereiten und ihre Habseligkeiten zusammensammeln konnten, bevor die Roten Kappen wieder mit ihren Peitschen erschienen.

Einige der Manganja-Männer dachten sich etwas aus, um ihre schmerzenden Nacken zu entlasten. Der Mann am Anfang der Reihe schob sein Joch so, dass

der lange Stock direkt nach hinten zeigte, der Mann dahinter schob sein Joch so, dass die lange Stange nach vorne zeigte. Dann band jemand anders die beiden langen Stangen mit aus Gras geflochtenen Schnüren zusammen. Damit waren die Männer paarweise zusammengebunden. Auf diese Weise schlugen die Stangen auch nicht mehr auf den Boden, verfangen sich nicht mehr im Gebüsch und behinderten die Männer nicht mehr beim Laufen. Offenbar glaubten die Roten Kappen nicht, dass damit eine Flucht einfacher gewesen wäre, denn sie ließen die Männer gewähren.



An diesem Tag und am nächsten wurden einige Leute krank und konnten kaum noch laufen, doch die Roten Kappen kannten kein Erbarmen mit ihnen. Die Peitsche schlug genauso hart zu wie auf die Rücken derjenigen, die noch gesund waren.

Am Nachmittag des dritten Tages stolperte einer der Männer und fiel hin. Sein Sack mit Mais – der den Roten Kappen gehörte – zerriss. Chuma sah, wie der Mais herausrieselte, und sammelte eine Handvoll auf. Er stopfte sich die harten Kerne in den Mund und wollte noch mehr aufsammeln. In der Zwischenzeit hatten noch mehr diesen Zwischenfall bemerkt. Einige Frauen zogen die anderen zu Boden, da ihre Hälse noch immer durch Seile miteinander verbunden waren. Kurz darauf krochen viele der Gefangenen auf dem Boden, um Essen zu erhaschen.

Als Chuma versuchte, sich aus der Menge zu befreien, konnte er die Roten Kappen schreien hören. Die Peitsche pfiff durch die Luft und landete auf jemandes Rücken. Noch einmal pfiff sie, doch diesmal traf sie Chumas Bein. Er schrie auf und spuckte einige Maiskörner aus. Dann bahnte er sich seinen Weg durch die Menge. Schnell rannte er den Weg entlang, bevor er einen weiteren Schlag mit der Peitsche abbekam.

Er kniff die Augen zusammen, um die Tränen zurückzuhalten; ein paar tropften trotzdem heraus und er wischte sie mit dem Handrücken fort. Dann bemerkte er, dass er noch immer beide Hände voller Mais hatte. Er blickte sich um, da er befürchtete, dass die Roten Kappen es sehen könnten, doch es war keiner der Männer in der Nähe. Stattdessen sah er Wikatani und Dauma, die auf ihn zurannten.

»Was ist passiert?«, riefen sie. Sie waren weiter hinten gewesen und hatten nicht bemerkt, was geschehen war.

Chuma erzählte ihnen, wie der Sack Mais aufgeplatzt war. »Und schaut, was ich hier habe«, sagte er und streckte die Hände aus. Er gab seinen Freunden von den Maiskörnern ab und steckte dann selbst welche in den Mund.

»Oh! Dein Bein blutet!«, rief Dauma. »Wie ist das passiert?«

Chuma blickte an sich hinunter. »Die Peitsche hat mich getroffen«, meinte er.

Merkwürdig ... bevor Dauma ihn darauf angesprochen hatte, hatte er gar nicht bemerkt, dass er eine Verletzung an der Wade hatte, doch jetzt schienen die Schmerzen so stark zu werden, dass er die



Tränen wirklich nicht mehr zurückhalten konnte. Es wurde immer schlimmer, bis der Zug sein Lager für die Nacht aufschlug.

Chuma konnte in dieser Nacht wegen der brennenden Schmerzen kein Auge zumachen. Am nächsten Morgen konnte er mit diesem Fuß nicht mehr auftreten.

»Ich helfe dir«, sage Wikatani. »Wir wollen uns so unauffällig wie möglich benehmen, um nicht noch einmal die Peitsche zu spüren.«

Als es Zeit war loszulaufen, hüpfen die beiden Jungen an den Anfang des Zuges, um von den Roten Kappen entfernt zu bleiben.

Sie waren gerade erst eine Stunde unterwegs, als sie über eine Hügelkuppe kamen und unter sich ein Tal mit einem großen Fluss sahen. Ein eigenartiges Dorf lag an diesem Fluss. Es war deswegen eigenartig, weil es nicht aus den üblichen Lehmhäusern mit Grasdächern bestand. Dieses Dorf hatte Zelte, etwas, das die Jungen noch nie in ihrem Leben gesehen hatten, doch sie hatten Angst davor.

Die Roten Kappen gestikulierten wild und ihr Anführer nahm sein Horn und blies hinein. Er kündigte dem Lager weiter unten ihre Ankunft an.

Die Jungen sahen, dass die Menschen mit ihren Arbeiten aufhörten und den Hügel hinaufblickten, um zu sehen, wer da kam. Andere kamen aus den Zelten. Plötzlich entdeckten Chuma und Wikatani einen Mann, der aus einem der Zelte herauslief: einen Weißen!

Frei!

Einige Männer aus dem Lager kamen den Weg hinaufgerannt, um der Sklavenkarawane entgegenzukommen. Hinter ihnen der weiße Mann.

Der Anführer der Roten Kappen blies in sein Horn und winkte und schrie ihnen eine Begrüßung zu. Die Roten Kappen schienen sehr stolz auf ihre Sklaven, die sie den Weg hinunterführten. Die Gefangenen zählten nunmehr vierundachtzig – zweiundachtzig Manganja (nachdem der Mann, der zu fliehen versucht hatte, erschossen worden war) und zwei Ajawa-Jungen. Doch einige der Sklaven, wie zum Beispiel Chuma, waren entweder verletzt oder ernstlich krank und konnten daher kaum laufen. Wenn der Marsch noch lange weitergehen würde, würden sie sterben.

Doch zu der Überraschung der Jungen geschah etwas Sonderbares, als die ersten der Männer aus dem Lager dem Anführer der Roten Kappen begegneten. Sie griffen ihn und nahmen ihm sein Gewehr weg. Zwei starke Männer hielten seine Arme fest, während andere weiterliefen, um die anderen Roten Kappen zu fangen. Doch die hatten bereits gesehen, was mit ihrem Anführer geschehen war, und verschwanden in den Wald.

»Wa ... was ist denn nun los?«, fragte Chuma verstört.

In der Zwischenzeit war Dauma bei den Jungen angekommen. Sie stand hinter Wikatani und blickte hinter seinem Rücken hervor, wie ein kleines Kind bei seiner Mutter.

»Ich glaube, der weiße Mann stiehlt uns den Roten Kappen ... ohne für uns zu bezahlen«, meinte Wikatani. »Er hat sie einfach überrumpelt.«

Chuma freute sich, als er die Roten Kappen weglaufen sah. Doch wenn der weiße Mann Sklaven stahl, half es ihnen auch nichts. Ein Sklave war ein Sklave, ob jemand für ihn bezahlt hatte oder nicht. Der weiße Mann konnte sogar noch grausamer sein. »Ich hoffe, wir müssen nicht weitermarschieren, ehe mein Bein besser geworden ist«, knurrte er. Er hüpfte auf dem gesunden Bein herum und hielt sich an Wikatanis Schulter fest, um das Gleichgewicht zu halten.

Die Schwarzen, die den Anführer der Roten Kappen festhielten, schrien ihn an, fragten, wo er die Sklaven herhatte, von welchem Stamm sie waren und für wen sie gearbeitet hatten.

»Pst!«, befahl Wikatani, als Dauma etwas sagen wollte. »Das könnte unsere Chance sein zu entkommen.« Er führte seinen Freund durch die Menge ans hintere Ende der Karawane.

»Wartet«, sagte Dauma und entfernte sich von Wikatani.

Der weiße Mann war oben auf dem Hügel angekommen und verhörte offensichtlich den Anführer der Roten Kappen. Chuma dachte, Dauma wollte nur diesen Weißen aus der Nähe betrachten. Auch er war natürlich neugierig, aber Wikatani unterbrach seine Gedanken. »Wir können nicht warten«, sagte er. »Es ist vielleicht unsere einzige Chance zu entkommen.«

»Nein«, beharrte Dauma. »Hört zu! Der weiße Mann will uns nicht stehlen.« Der Fremde sprach in der Sprache der Manganja; sie konnte ihn bes-



ser verstehen als die Jungen und hörte gebannt zu. Sie versuchte herauszufinden, was der weiße Mann vorhatte. »Er sagt den Roten Kappen, dass Sklavenshalten böse ist ... Er sagt, Gott ist gegen Sklaverei ... Er sagt, die Roten Kappen sollen uns freilassen!«

»Das ist nur ein Trick«, meinte Wikatani. »Wir wissen doch alle, dass die Weißen Sklaven kaufen.«

»Dann schau, was passiert«, sagte Dauma.

Einige der Männer aus dem Zeltdorf banden dem Anführer der Roten Kappen die Arme auf den Rücken. Andere gingen zu den Sklaven und schnitten die Seile durch, die die Frauen um ihre Hälse hatten. Als die erschöpften Menschen die Wahrheit begriffen hatten, begannen sie, vor Freude zu rufen, sodass

die Leute vom hinteren Teil des Zuges nach vorne gerannt kamen, um sich befreien zu lassen. In dem Eifer, so schnell wie möglich befreit zu werden, hatten es einige so eilig, dass die Seile sich verhedderten, andere fielen zu Boden, schnappten nach Luft oder riefen um Hilfe. Dauma rannte zu ihrer Mutter und versuchte, ihr aus dem Gewirr zu helfen, dann führte sie sie zu einem der Fremden mit einem Messer.

»Mir gefällt das nicht«, meinte Wikatani. »Ich traue diesem weißen Mann nicht. Er ist schlecht!« Er schob Chuma vom Weg in den Wald. »Lass uns von hier weggehen, bevor er tun kann, weswegen er wirklich hier ist. Schau, er hat das Gewehr von den Roten Kappen genommen!«

Chumas Bein schmerzte sehr, als er durch das Gebüsch zum Wald hüpfte. »Ich glaube nicht, dass ich noch weiter gehen kann«, sagte er zu Wikatani. »Können wir uns nicht einfach hier verstecken, bis wir sehen, ob der weiße Mann lügt?«

»Es bringt nichts, weil sie nach uns suchen werden.«

»Warum sollten sie uns suchen?« Chuma setzte sich auf den Boden und rieb sein Bein. »Auch wenn der weiße Mann uns als Sklaven haben will, weiß er doch nicht, wie viele Gefangene hier sind, und da wir keine Manganja sind, wird uns niemand vermissen.«

Immer noch nicht überzeugt setzte sich Wikatani neben Chuma. »Die meisten der Manganja glauben doch, dass alles unsere Schuld ist. Wenn wir also verschwinden, werden sie umso sicherer sein, dass wir die ganze Sache verursacht haben.« Wikatani schwieg einige Minuten. Dann sagte er: »Aber ich will nicht, dass Dauma das denkt.«

»Was meinst du damit?«

»Sie vertraut uns. Ich will nicht, dass sie glaubt, wir hätten sie belogen.«

Chuma bog einige Zweige zur Seite, um besser sehen zu können. »Ich glaube nicht, dass du dir darüber Sorgen zu machen brauchst«, sagte er. »Sie lassen wirklich die Gefangenen gehen. Sie nehmen den Männern sogar die Joche ab.«

Wikatani schaute vorsichtig durch die Zweige. Einige der Fremden standen herum, als der weiße Mann mit einer Säge das Joch eines Mannes durchsägte. Plötzlich war er durch und die Hölzer fielen zu beiden Seiten. Jubel ertönte, als der befreite Sklave auf seine Füße sprang und zu tanzen begann. Die anderen Sklaven riefen: »Ich! Ich! Ich als Nächstes!« Der weiße Mann gab die Säge einem seiner Männer, der die Übrigen befreite.

Die Jungen beobachteten, wie viele der befreiten Frauen und Kinder Holz für Feuer zu sammeln begannen und ihre schweren Metalltöpfe aufsetzten, um Essen zu kochen – direkt auf dem Weg. Dann sahen die Jungen, dass der weiße Mann durch die Menge ging und ihnen etwas erzählte. Sie konnten seine dröhnende Stimme hören, die in der Manganja-Sprache sagte: »Macht hier noch ein Feuer. Natürlich könnt ihr den Mais von den Roten Kappen nehmen. Nehmt ihre ganzen Vorräte. Ihr braucht Essen und sie haben es euch schließlich tragen lassen. Esst alles auf. Macht ein Fest!«

Ein Stück weiter entfernt kniete der Mann sich dann neben eine Frau, die im Staub saß und ein krankes Kind auf ihrem Schoß hielt. Behutsam betastete der Mann die Stirn des Kindes und drückte dann an ver-

schiedenen Stellen auf seinen Bauch. Dann sprach er einige Minuten lang ruhig mit der Frau, öffnete eine große Tasche, die er über der Schulter trug, und goss eine dicke braune Flüssigkeit aus einer Flasche in einen Becher, den er dann dem Kind an den Mund hielt.

Das Kind hustete, als es trank, und verzog das Gesicht. Der weiße Mann lachte und stand wieder auf.

Chuma stolperte auf seine Füße. »Er will uns nicht zu Sklaven machen«, sagte er. »Ich bleibe nicht länger hier im Gebüsch.«

»Warte«, protestierte Wikatani. »Vielleicht hat er das Kind vergiftet. Du hast gesehen, wie er gelacht hat. Es ist besser, wenn wir noch etwas hierbleiben, bis wir uns sicher sind.«

»Du vielleicht«, meinte Chuma. »Aber mein Bein tut weh und er ist ein Mediziner.« Er hüpfte auf den Weg. »Doktor! Doktor!«, rief er den weißen Mann. »Können Sie mein Bein behandeln?«

Chuma folgte dem weißen Mann, der zu den anderen Kranken ging. Schließlich bemerkte der Doktor den Jungen hinter sich und drehte sich um. »Was ist denn los, Junge? Ich habe noch nie Sklavenhalter gesehen, die Krüppel mitnehmen.«

»Ich bin kein Krüppel. Mein Bein ist verletzt«, sagte Chuma und drehte sich so, dass der fremde Mann seine Wade sehen konnte. Er versuchte,



sein Bein ruhig zu halten, konnte jedoch nicht verhindern, dass er vor Schmerz zitterte.

»Du liebe Güte! Was ist da passiert?«, rief der Mann aus, als er sich hinunterbeugte.

»Es war eine Peitsche«, sagte Chuma.

»Hm. Ja. Aber es ist entzündet. Das sieht ja scheußlich aus.« Er holte eine kleine silberne Tube aus seiner Tasche und drückte etwas heraus, was für Chuma wie weißes Fett aussah, und strich es auf die Wunde. Dann verband er das Bein mit einem sauberen Stoffstreifen. »So«, sagte er, als er aufstand. »Jetzt geh dort hinüber und sieh zu, dass du etwas zu essen bekommst.«

Doch Chuma bewegte sich nicht. Da er direkt neben dem großen weißen Mann stand, betrachtete er ihn ganz genau. Dieser trug eine blaue Hose, eine blaue Jacke und einen blauen Hut, Dinge, die Chuma in seinem ganzen Leben noch nie gesehen hatte. Sein Gesicht war kräftig, seine scharfen Augen lagen tief unter dichten Augenbrauen. *Eigenartig*, dachte Chuma. »Doktor«, sagte Chuma und nahm allen Mut zusammen, »die Roten Kappen haben uns gefangen genommen und uns hungern lassen. Sie schneiden alle Fesseln durch und sagen uns, wir sollen essen. Was für ein Mann sind Sie? Wir dachten, alle weißen Männer halten Sklaven. Wo kommen Sie her?«

»Leider hast du recht, junger Mann. Viele weiße Männer kaufen Sklaven und die Roten Kappen halten ihnen dabei. Doch mich hat Gott nach Afrika geschickt, der große Gott, der alle Menschen erschaffen hat und will, dass ihr frei seid.«

»Ihr Gott will keine Sklaverei?«, fragte Chuma. Inzwischen war auch Wikatani dazugekommen.

»Er hasst sie«, sagte der Mann und fuhr sich über seinen üppigen Schnurrbart, der seine gesamte Oberlippe bedeckte. »Wenn ihr wollt, erzähle ich euch später mehr von ihm. Aber jetzt muss ich nach den anderen sehen.«

Als die Jungen mit einigen der anderen befreiten Leute um die Feuer zusammensaßen, weckte plötzlich ein Aufruhr weiter unten auf dem Weg ihre Aufmerksamkeit. Chuma drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um den Anführer der Roten Kappen eilig in den Dschungel rennen zu sehen. Zwei Männer aus dem Zeltdorf liefen ihm hinterher, aber der weiße Doktor rief ihnen mit seiner lauten Stimme hinterher: »Lasst ihn gehen. Er wird diesen Menschen nichts mehr antun.«

»Livingstones Kinder«

Als alle Männer befreit waren und jeder gegessen hatte, sammelten die Leute ihre Habseligkeiten auf und gingen den Hügel hinunter in das Tal. Der weiße Doktor hatte sie aufgefordert, ihr Lager am Fluss entlang aufzuschlagen, bis sie wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehren konnten.

Als sie ins Tal kamen, entdeckten sie, dass der Doktor nicht der einzige Weiße in dieser Gegend war. Aus Bruchstücken von Unterhaltungen erfuhr Chuma, dass das Zeltdorf nur zeitweilig dort aufgebaut war und dass einige andere Weiße mit dem Doktor zusammen reisten. Außerdem gab es ein paar Schwarze, die als ihre Träger arbeiteten.

Die Jungen ließen die Bündel, die sie getragen hatten, fallen und sahen drei weitere weiße Männer, die aus der anderen Richtung in das kleine Lager kamen. Sie waren weiter unten am Fluss baden gewesen. Der Doktor ging zu ihnen und sie sprachen miteinander in gedämpftem Ton.

»Ich mag das nicht«, sagte Wikatani. »Sie haben uns reingelegt. Wir sind zu ihnen ins Lager gekommen und jetzt werden sie uns als Sklaven halten. Vergiss nicht, bis jetzt hat niemand versucht wegzulaufen. Diese weißen Männer haben Gewehre. Wir haben keine Chance.«

»Du bist zu misstrauisch«, meinte Chuma. »Der Doktor ist ein *guter* Mediziner. Mein Bein ist schon viel besser geworden. Ich glaube ihm.«

»Nun, wenn es dir besser geht, sollten wir heute Nacht aufbrechen und nach Hause gehen.«

»Nach Hause? Das dauert vier Tage! Ich habe gesagt, dass es schon besser ist. Ich habe nicht gesagt, dass es vollständig gesund ist. Außerdem, würdest du den Weg finden?«

In diesem Moment beendeten die weißen Männer ihr Gespräch und gingen auf die ehemaligen Gefangenen zu. »Kommt her, kommt her«, rief der Doktor. Dann kletterte er auf einen alten Baumstumpf und begann zu sprechen.

»Mein Name ist David Livingstone und dies ist Bischof Mackenzie«, sagte er und deutete auf einen der anderen Weißen. »Der Bischof und seine Helfer sind in das Shire-Tal gekommen, um eine Missionsstation zu errichten. Sie wollen euch von dem großen Gott erzählen, der alle Menschen liebt.

Wir freuen uns, dass wir euch heute befreien konnten, und wir sind gern bereit, euch dabei zu helfen, in eure Heimatdörfer zurückzukehren, sobald ihr wollt. Ihr seid aber auch herzlich willkommen, hierzubleiben und die ersten Mitglieder von Bischof Mackenzies Missionsstation zu sein. Ihr könnt hier etwas über Gott, den Vater, und seinen Sohn Jesus lernen. Der Bischof würde euch alles erzählen. Ihr könnt direkt hier am Ufer des Shire ein Dorf bauen. Das Land ist gut und wir würden euch beibringen, wie man neues Getreide anbaut, Getreide, mit dem man gut handeln kann. Ihr hättet ein schönes Leben und könntet dem Bischof bei seinem großartigen Werk helfen.

Der Bischof wird außerdem eine Schule bauen und euch das Lesen und das Schreiben beibringen«, fuhr der Doktor fort. Die Manganja stießen einander an und sprachen gedämpft miteinander. Schließlich

zuckten sie mit den Schultern. Chuma war verwirrt: Was ist »lesen und schreiben«? Der Doktor hielt inne, denn er merkte, dass die Leute ihn nicht verstanden. Er versuchte zu erklären. »Wenn ihr Trommeln hört, versteht ihr die Botschaft. Richtig?« Die Menschen murmelten ihre Zustimmung. »Und wenn ihr einen Weg im Dschungel entlanggeht, lest ihr Zeichen und wisst so, welches Tier dort gelaufen ist – ein Abdruck von einer Pfote oder ein abgebrochener Ast verrät euch alles. Genauso lesen wir kleine Zeichen, die auf Papier geschrieben sind, um Dinge zu erfahren, die Menschen vor langer Zeit aufgeschrieben haben.«

»Warum sollen wir lernen, wie man solche alten und kleinen Zeichen liest?«, fragte jemand in der Menge.

»Das wird euch Weisheit geben«, antwortete der Doktor. »Sie erzählen uns von Dingen und Menschen, die weit entfernt leben; sie werden euch auch etwas über den wahren Gott erzählen. Gott hat zu den Menschen gesprochen und seine Worte sind in einem Buch aufgeschrieben, damit jeder sie lesen kann. Lesen ist immer von Nutzen.« Er blickte in die Menge. »Nehmt euch Zeit, um über dieses Angebot nachzudenken. Gebt uns in ein paar Tagen Antwort, ob ihr Teil der neuen Missionsstation sein wollt.«

Er stieg von dem Baumstumpf herunter und er und der Bischof mischten sich unter die Menschen, um sie einzeln zu begrüßen.

Die weißen Männer und ihre Helfer gaben den ehemaligen Sklaven Macheten, mit denen sie Palmzweige abschneiden sollten. Damit bauten sie ihre Hütten. Chuma und Wikatani boten Dauma an, ihrer Familie zu helfen, doch ihre Mutter sagte kalt: »Wir brauchen die Hilfe von Ajawas nicht, um un-

sere Hütte zu bauen. Ihr habt schon genug Schaden angerichtet. Jetzt geht weg!« Dann drehte sie sich zu Dauma um und schrie sie an: »Ich habe dir doch gesagt, du sollst von diesen Ajawa-Ratten wegbleiben. Wenn ich noch einmal sehe, dass du mit ihnen sprichst, dann werde ich ...«

Chuma und Wikatani liefen so schnell sie konnten weg von den Hütten der Manganja.

»Sie glaubt immer noch, dass es unsere Schuld ist, dass sie gefangen worden sind«, brummte Wikatani.

»Wahrscheinlich ist es schwierig für sie, irgendetwas anderes zu glauben. Schließlich haben die Krieger der Ajawa ihr Dorf angegriffen und sie mitgenommen, um sie dann als Sklaven zu verkaufen.«

»Aber die Roten Kappen haben doch alles angefangen!«, meinte Wikatani störrisch.

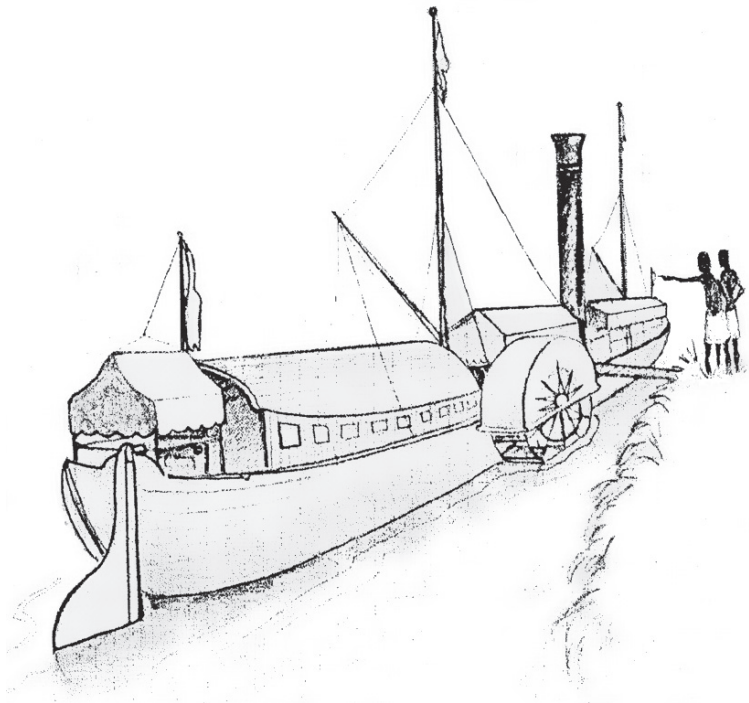
»Wir wissen das, aber woher sollte sie es wissen?«, fragte Chuma.

»Wir haben es Dauma gesagt und sie glaubt uns.«

»Ja, aber es ist oft nicht leicht, die Erwachsenen von etwas zu überzeugen. Dieser Stamm hasst uns von ganzem Herzen.«

Am Rand der Lichtung bauten sich die Jungen einen Unterschlupf. Es war nicht viel, aber er hielt wenigstens den Regen ab.

Als sie fertig waren, gingen sie auf Erkundungstour. Unten am Fluss erblickten sie staunend eines der rauchenden Kanus der Weißen. Es kam zwar kein Rauch oben heraus, aber es war so groß, dass die Jungen zuerst dachten, es handelte sich um eine Art Insel im Fluss. Es gab eine Brücke, die vom Ufer zum Boot führte, aber sie hatten nicht den Mut, über diese



Brücke zu gehen. Das Boot war so groß – wenn es mit ihnen davontrieb, konnten sie es nicht zurückrudern. Stattdessen wateten sie in den Fluss und berührten die Seite des Bootes. Sie war hart und kalt und als sie mit einem kleinen Stock daranschlugen, hörte es sich an wie eine eigenartige Trommel.

»Das ist Eisen«, sagte Wikatani. »Doch ist das nicht merkwürdig? Jeder weiß doch, dass Eisen nicht schwimmt.«

»Vielleicht ist es mit Holz gefüllt«, meinte Chuma. »Holz schwimmt.«

»Ja, vielleicht.«

In diesem Moment hörten die Jungen jemanden kom-

men. Still schwammen sie flussabwärts und kletterten ein ganzes Stück weiter unten wieder ans Ufer, wo sie sich auf einem warmen Stein trocken ließen.

* * *

Drei Tage später, als die freundlichen Weißen das Lager der ehemaligen Gefangenen besuchen kamen, entdeckten sie, dass die meisten der Manganja-Männer fehlten. Chuma und Wikatani wussten, wohin sie gegangen waren. Sie waren in ihre Heimatdörfer zurückgekehrt, um den daheimgebliebenen Kriegern im Kampf gegen die Ajawa zu helfen. »Wir könnten ihnen folgen, bis wir nahe genug an zu Hause sind«, hatte Wikatani an dem Abend vorgeschlagen, als die Männer aufgebrochen waren.

»Klar«, hatte Chuma geantwortet, »und wenn sie uns bemerken, sind wir eben tot.« Trotzdem bekam Chuma Heimweh, als er die Männer aus dem Lager marschieren sah.

Die Manganja, die jetzt noch dort waren – überwiegend Frauen und Kinder –, waren nun bereit, dem Bischof eine Antwort auf seine Einladung zu geben. Sie wollten bleiben und in seiner Missionsstation mitarbeiten.

Der Bischof konnte noch keine afrikanische Sprache sprechen, die die Leute verstanden, doch als er begriff, wie sie sich entschieden hatten, redete er aufgeregt mit Doktor Livingstone. Der Doktor übersetzte: »Bischof Mackenzie ist sehr glücklich über eure Entscheidung. Er sagt, ihr werdet es nicht bereuen. Ihr werdet ein schönes Dorf hier haben und Gott wird euch segnen.«

Segen oder nicht, Chuma und Wikatani waren

gar nicht froh. »Wie sollen wir je wieder heimkommen?«, fragte Wikatani, als die Jungen von der Menschenmenge weggingen.

»Ich weiß es nicht«, gab Chuma zu. »Ich glaube, wir müssen selbst losgehen. Meinem Bein geht es wirklich viel besser. Aber wie sollen wir den Weg finden? Und was machen wir, wenn wir wieder auf Sklavenhändler stoßen?«

»Oder wenn wir mitten in einen Kampf geraten?«, fügte Wikatani hinzu. »Die Manganja denken nicht zweimal darüber nach, ob sie uns töten sollen.«

»Ich glaube aber auch nicht, dass wir in dem neuen Dorf bleiben können«, meinte Chuma. »Ich habe Angst vor diesen Manganja. Eines Nachts schneiden sie uns vielleicht die Kehle durch.«

»Du hast recht, aber was sollen wir tun?«

Die Jungen waren ziellos umhergelaufen, jetzt kamen sie zu dem Lager der Weißen. Einige der Träger arbeiteten im Lager, kochten oder reinigten verschiedene Dinge. Andere ruhten sich unter einem Baum oder in ihren Hütten aus, die sie hinter den Zelten der Weißen gebaut hatten.

»Wie wäre es, wenn wir hierhingehen?«, fragte Chuma. »Hier wären wir in Sicherheit.«

»Sie würden uns zurückschicken«, antwortete Wikatani.

»Warum? Wenn wir mit dem Doktor sprechen würden, vielleicht können wir ihm helfen. Dann würden sie uns nicht wegschicken.«

Die Jungen blieben am Rande des Lagers, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie wollten auf den Doktor warten, bis er ins Lager zurückkam. Als sie

ihn schließlich bemerkten, sahen sie, dass der Bischof nicht bei ihm war. Wikatani blieb ein wenig zurück, doch Chuma rannte direkt auf ihn zu. »Doktor, Doktor«, rief er. »Können wir Ihnen helfen?«

»Oh. Du bist doch der Junge mit dem wehen Bein. Wie geht es dir? Lass mich mal schauen.« Der Doktor kniete sich hin und entfernte die inzwischen stark verschmutzte Binde von Chumas Bein. Wikatani näherte sich langsam. »Das sieht viel besser aus. Tut es noch weh?«, fragte der Doktor.

»Ich bemerke es kaum noch«, sagte Chuma und grinste.

»Gut. Du brauchst diese Bandage nicht mehr, aber halte die Wunde sauber. Und nun geht und arbeitet für die Missionsstation des Bischofs.«

»Aber Doktor, wir wollen *Ihnen* helfen.«

»Nein, nein, nein. Ich brauche keine weiteren Träger. Außerdem seid ihr Jungen ein bisschen zu klein, um die schweren Dinge zu tragen, die ich benötige.«

»Aber wir könnten Sachen für Sie besorgen und Botengänge erledigen«, sagte Chuma eifrig.

»Und wir könnten Dinge für Sie reinigen«, bot Wikatani an. »Und wir könnten morgens für Sie Feuer machen und ...«

»Und«, unterbrach Chuma, »wir sind gute Schafhirten.«

»Schafhirten?«, meinte Doktor Livingstone und zog eine seiner buschigen Augenbrauen ungläubig hoch. »Ich wusste nicht, dass Manganja Schafe züchten.«

»Nein, sie nicht«, erklärte Wikatani. »Aber wir. Wir sind Ajawa.«

»Ihr seid vom Stamm der Ajawa?«

»Ja. Sehen Sie?«, sagte Chuma und deutete auf seine Stammestätowierungen.

»Ja«, antwortete Livingstone. »Hm. Kommt mit und erzählt mir von eurem Dorf.« Der Doktor ging hinüber zu seinem Zelt und setzte sich auf einen Stuhl. Die Jungen hatten nie zuvor einen hölzernen Stuhl gesehen und untersuchten sorgfältig, ob die Beine es auch aushielten, wenn sich jemand daraufsetzte.

Livingstone unterbrach ihre Erkundungen. »Erzählt mir, wo ihr lebt. Wie kam es außerdem dazu, dass ihr jetzt bei den Manganja seid?«, fragte er und zog an einem Ende seines Schnurrbarts.

Vorsichtig erzählten die Jungen dem Doktor, wie sie von den Roten Kappen gefangen genommen worden waren, als sie ihre Schafe in der Nähe des Schirwa-sees hüteten. Sie erklärten auch, wie die Roten Kappen es anstellten, dass es so aussah, als wären sie von den Manganja gefangen worden. »Dadurch gab es Krieg zwischen unserem Volk und den Manganja«, endete Chuma.

»Warum sollte dieser Krieg denn ausbrechen?«, fragte der Doktor.

»Weil Wikatani der Sohn eines Häuptlings ist«, erklärte Chuma.

Wikatani war verwirrt, dass der Krieg seinetwegen hätte ausbrechen sollen, und er zweifelte: »Aber die Manganja und die Ajawa sind alte Feinde. In fast jeder Generation hat es Krieg gegeben.«

»Aber diesmal fing es an, weil die Sklavenhändler es so aussehen ließen, als hätten euch die Manganja gefangen?«, fragte Livingstone nach.

»Ja«, sagte Chuma, »und als unsere Krieger angriffen und viele gefangen genommen hatten, kamen die Roten Kappen gleich am nächsten Tag und kauften sie als Sklaven. Dauma hat es uns so erzählt.«

»Wer ist Dauma?«

»Sie ist ein Mädchen von den Manganja«, erklärte Wikatani.

»Sie ist die Einzige, die uns etwas zu essen abgegeben hat«, sagte Chuma. »Alle anderen glauben, wir sind ihre Feinde.«

»Deswegen können wir auch nicht im Lager der Manganja bleiben«, meinte Wikatani. »Irgendeiner wird uns töten, nur weil wir Ajawa sind.«

Der Doktor erwiderte nichts. Stattdessen lehnte er sich nach vorne und stützte sein Gesicht in die Hände. Er saß so lange da, dass die Jungen schon glaubten, er wäre eingeschlafen. Als er schließlich den Kopf hob, hatte er Tränen in den Augen. »Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir wirklich so leid.«

»Ist schon gut. Aber deswegen brauchen Sie nicht zu weinen«, meinte Chuma. Er konnte nicht verstehen, warum der Doktor sich so über ihre Situation aufregte. »Es wird uns schon gut gehen, wenn Sie uns in Ihrem Lager wohnen und Ihnen helfen lassen. Wir werden Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten.«

»Natürlich könnt ihr bleiben«, seufzte Livingstone. »Doch ich bin trotzdem sehr traurig über das, was ihr mir erzählt habt. Ich fühle mich zum Teil mitschuldig an dieser schrecklichen Lage.« Der weiße Mann stand auf und blickte nach Norden. »Ich bin nach Afrika gekommen, um neue Stämme kennenzulernen, wie die Manganja und die Ajawa, damit Missionare wie

Bischof Mackenzie Missionsstationen und Schulen errichten können. Sie sollen den Menschen die frohe Botschaft über Gott im Himmel und seinen Sohn Jesus, der sie alle liebt, erzählen. Gerade vor einiger Zeit habe ich Leute aus eurem Stamm getroffen. Vor meinem Besuch war es für jeden Außenstehenden unmöglich, in das Gebiet der Ajawa einzudringen. Doch als ich ihr Vertrauen gewonnen hatte und die Tür sich einen Spaltbreit öffnete, kamen noch andere Außenstehende wie die Roten Kappen und brachten Tod und Sklaverei mit sich.«

Chuma und Wikatani wussten nicht, was sie sagen sollten. Sie waren sich nicht sicher, ob der Doktor wirklich die Schuld hatte, aber sie erkannten, dass es ihn sehr bewegte.

An diesem Abend bekamen die Jungen im Lager der Weißen ein gutes Abendessen und sie schliefen zum ersten Mal seit vielen Tagen tief und fest.

Am nächsten Tag jedoch spürten die Männer eine weitere Sklavenkarawane auf, die durch das Gebiet marschierte. Diesmal jedoch nahmen sie die Roten Kappen gefangen und brachten ihren Anführer zu Doktor Livingstone, der ihn regelrecht verhörte. Es stellte sich heraus, dass dieser Mann der Hauptdiener des portugiesischen Befehlshabers in diesem Teil Afrikas war.

»Weiß dein Herr, dass du Sklaven kaufst und verkaufst?«, schrie Livingstone ihn an.

»Nein, nein. Er weiß nichts. Er glaubt, ich besuche Verwandte.«

Livingstone blickte ihn lang an, dann sagte er: »Ich glaube dir nicht. Ich glaube, die Portugiesen wissen

ganz genau über diesen schrecklichen Sklavenhandel Bescheid.« Der Doktor drehte sich um und befahl: »Schafft ihn mir aus den Augen.«

»Was sollen wir mit ihm tun?«, fragte einer von Livingstones Männern.

»Das ist mir egal.«

»Sollen wir ihn freilassen, Doktor?«

»Ja, ja. Nur weg mit ihm.«

Wikatani und Chuma folgten Livingstone, als er die Verletzten und Kranken behandelte und mit den befreiten Sklaven sprach. Was sie erfuhren, beunruhigte sie sehr.

Alle Dörfer im Nordosten führten Krieg. Viele von ihnen – auch die Dörfer der Manganja und der Ajawa – waren vollständig zerstört. Die meisten Menschen waren entweder tot oder gefangen genommen und als Sklaven verkauft worden.

»Die Roten Kappen bewegen sich frei in dem ganzen Gebiet«, sagte ein alter Mann. »Sie nennen sich ›Livingstones Kinder‹. Aber ich weiß nicht, wer dieser Livingstone ist.«

Livingstone zuckte zusammen, als wäre er geschlagen worden. »*Ich* bin David Livingstone«, sagte er, als er die Wunde an der Stirn des Mannes säuberte. Seine Stimme wurde hart: »Doch das ist eine Lüge. Die Roten Kappen haben kein Recht, meinen Namen so zu missbrauchen.«

Ein verzweifelter Plan

O Gott«, stöhnte der Doktor, als er zurück zum Lager ging. Die beiden Jungen folgten ihm. Sie waren die Einzigen, die die Verzweiflung in seiner Stimme hören konnten. »Warum, Gott? Warum muss meine Arbeit für diese Menschen zu einer solchen Tragödie führen?«

Der weiße Mann stolperte über eine Baumwurzel, doch er schien es nicht einmal zu bemerken. Chuma und Wikatani begriffen nicht, mit wem er da sprach. »Ich bin nach Afrika gekommen, um den Menschen deine Liebe nahezubringen. Ich habe mein Leben eingesetzt und hart dafür gearbeitet, dass diese Stämme mich in ihr Gebiet eingelassen haben. Doch wo ich hinkomme, folgen sofort diese üblen Sklavenhändler. Und nun haben sie sogar die Vermessenheit, meinen ehrlichen Namen zu benutzen, um Zutritt zu diesen Stämmen zu bekommen, die sich vorher so sicher gegen Eindringlinge schützten.« Er sprach immer lauter, bis er fast schrie. »Mein Gott. Das ist nicht gerecht! Was soll ich nur tun?«

Die Jungen hatten nie jemanden so zu einem Gott sprechen hören, aber sie waren sich im Klaren darüber, dass dieser Gott ganz anders sein musste als die Götter ihres Stammes.

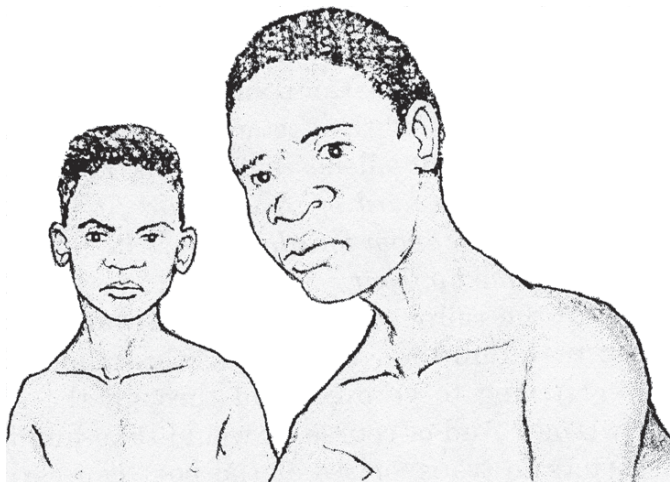
Einige Augenblicke lang ging der große Mann still vor ihnen her, dann drehte er sich plötzlich zu ihnen um, als hätte er die ganze Zeit mit ihnen gesprochen. »Ihr Jungen kommt doch aus einem Dorf in der Nähe des Schirwasees.«

»Ja, Doktor«, antwortete Chuma. »Unser Dorf liegt direkt am Ufer des Sees.«

»Mein Vater ist der Häuptling des Dorfes«, fügte Wikatani stolz hinzu. »Oft hat er mich in seinem Kanu mitgenommen.«

»Stimmt ... du hast ja erzählt, dass du ein Häuptlingssohn bist«, sagte Livingstone interessiert. »Ich muss mit ihm sprechen.« Er drehte sich um und ging mit festen Schritten zurück zum Lager.

Die Jungen blickten sich kopfschüttelnd an, dann beeilten sie sich, um mit dem Doktor Schritt zu halten. »Werden Sie in unser Dorf gehen? Nehmen Sie uns mit?«, fragten sie atemlos.



Der Doktor antwortete nicht, sondern kramte weiter geschäftig in seinen Karten, die auf einem Tisch vor seinem Zelt lagen.

»Doktor«, versuchte Chuma es wieder, »können wir mit Ihnen kommen?«

Schließlich blickte Livingstone auf: »Ich weiß nicht. Es wird eine schnelle und vor allem eine sehr gefährliche Reise werden, wenn diese Berichte von den Leuten stimmen. Wir werden direkt ins Kriegsgebiet gehen. Und ...«

»Es könnte aber unsere einzige Chance sein, in unser Dorf zurückzukehren!«, unterbrach Chuma.

Der Doktor lächelte die Jungen freundlich an. »Ich weiß, wie euch zumute ist – ihr seid weit weg von zu Hause und von eurer Familie. Aber ich werde nur meine besten Träger mitnehmen, um schnell vorwärtszukommen. Ich verspreche euch jedoch, dass ich, wenn ich eure Familien sehe, ihnen sagen werde, dass ihr hier und in Sicherheit seid. Vielleicht können sie dann zu euch kommen.«

Die Jungen waren zutiefst enttäuscht und das war auch ihren Gesichtern abzulesen. Sicher würden ihre Familien kommen ... wenn Livingstone sie überhaupt fand. Aber sie wollten nicht warten. Sie wollten nach Hause – und zwar gleich! Chuma bettelte, dass der Doktor sie doch mitnehmen sollte, aber Wikatani legte ihm die Hand auf die Schulter und befahl ihm, er sollte still sein, während Livingstone seine Karten studierte.

Als der Doktor aufblickte, war er überrascht, die Jungen noch dort zu sehen. »Was steht ihr hier herum? Geht und sucht euch etwas Sinnvolles zu tun.« Sie rührten sich nicht von der Stelle. Er starrte sie einen Augenblick an, dann sagte er: »Ich würde euch gern nach Hause bringen, aber ... Sagt, habt ihr Jungen jemals einen Dampfer gesehen?« Er lächelte sie an, als er so abrupt das Thema änderte. »Ich will euch etwas sagen. Ich schenke euch eine Fahrt mit der

Pionier. Ich wette, ihr seid noch nie mit einem Dampfer gefahren. Ich muss sowieso hinunter zum Fluss gehen, kommt mit. Vielleicht finde ich etwas, was ihr tun könnt.«

Die Jungen folgten dem Doktor nur zögernd. Sie wussten: Er versuchte, sie abzulenken. Sein rauchendes Kanu würde sie zu irgendeinem anderen Zeitpunkt mehr interessieren. Wenn er glaubte, sie würden ihre Sehnsucht nach zu Hause vergessen, hatte er sich gewaltig getäuscht.

Als sie an Bord waren, schien ihnen das Schiff noch größer als vom Land aus. Es bewegte sich nicht einmal, als alle drei über den Steg liefen und an Deck gingen. »Seht ihr, wie groß es ist?«, meinte der Doktor. Chuma bemerkte es wohl, aber das Einzige, was er dachte, war: *Eine ganze Schafherde hätte hier hinten Platz und es wäre immer noch genug Raum für alle Jungen aus unserem Dorf, um ein Spiel zu spielen.*

»In der Regenzeit, wenn das Wasser höhersteigt, kann ich auf dem Fluss schneller reisen, als wenn ich durch das Uferland marschieren würde. Und natürlich kann ich Hunderte von Trägern mitnehmen, um alles zu transportieren«, erklärte der Doktor. »Auf der anderen Seite«, lachte er, »wenn das Wasser zu tief sinkt, steckt das Schiff im Sand fest und man kann überhaupt nichts damit tun.«

Ein Haus stand in der Mitte des Schiffes und ein Stück Stoff wehte vorne und hinten. Auf beiden Seiten hingen riesige Räder mit Paddeln. »Der Motor bewirkt, dass die Räder sich drehen, und so wird das Schiff nach vorne geschoben«, erklärte Livingstone. *So wie wir mit den Kanus auf dem Schirwasee paddeln*, dachte Chuma.

»Es ist ein wunderbares Schiff«, sagte Wikatani höflich. Er versuchte, seine Stimme dankbar klingen zu lassen.

»Leider ist dieses alte Ding nahe daran, unterzugehen«, sagte Livingstone. »Wir haben es schon so oft repariert, dass man gar nicht mehr sagen kann, was noch zum ursprünglichen Schiff gehört und was ausgebessert ist. Ich habe ein neues Dampfschiff bestellt. Es wird in England gebaut. Wir haben dafür jeden Penny zusammengekratzt. In England werden sie es dann auseinanderbauen, die Teile werden auf einen großen Ozeandampfer geladen und gegen Ende des Jahres nach Afrika gebracht. Hier werden wir es dann wieder zusammensetzen und hoffentlich damit reisen können. Vielleicht nehme ich euch Jungen einmal mit. Wollt ihr?«

Das Einzige, was wir wollen, ist nach Hause, dachte Chuma, aber er sagte es nicht. Stattdessen fragte er höflich interessiert: »Wo ist der Rauch für dieses rauchende Kanu?«

»Rauchendes Kanu?«, lachte der Doktor. »Nun, man braucht zuerst einmal Feuer, bevor man Rauch bekommt. Kommt mit.« Er nahm die Jungen mit in den Maschinenraum. Er zeigte ihnen die großen Anlagen, die den Dampf erzeugten, mit dem das Schiff fuhr. Die Jungen hatten nie zuvor so viel Metall gesehen, alles sah aus wie glänzendes Gold und Silber.

»Wie wäre es, wenn ihr das Messing dieses Motors polieren würdet?«, bot Livingstone an. »Dann habt ihr wenigstens etwas zu tun.«

Die Jungen blickten ihn nur traurig an.

Der Doktor stieß einen Seufzer aus und fuhr sich mit

den Fingern durch sein borstiges Haar. »Hört zu. Ihr müsst eines verstehen: Mein vordringlichstes Ziel ist es, diesen Krieg zu beenden.« Er zeigte mit seinem knochigen Finger auf Wikatani. »Die Tatsache, dass dein Vater Häuptling eines Dorfes ist, mag von Nutzen sein – wenn ich ihn finde ...« Der Doktor hielt inne und starrte die Jungen eine lange Weile an. Dann lächelte er breit und klatschte in die Hände. »Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Natürlich, natürlich. Ihr Jungen seid mir wie ein Schlüssel. Ihr seid die Einzigen, die beweisen können, dass die Manganja euch nicht gestohlen haben – und dass es keinen Grund für einen Krieg gibt. Und wenn ihr bei mir seid, kann ich auch die Gerüchte aufhalten, dass die Roten Kappen für mich arbeiten. Natürlich müsst ihr mitkommen!«

»Danke, Doktor! Danke!«, sagten die Jungen strahlend.

»Wir brechen früh auf«, sagte der Doktor und ging eilig aus dem Maschinenraum des Schiffes. Er stürmte von Bord.

»Ich habe kein einziges Stück Holz gesehen, damit dieses Ding schwimmen könnte«, flüsterte Wikatani, als sie hinter dem Doktor herrannten.

»Der Doktor hat doch gesagt, dass es bald sinken wird. Wahrscheinlich deshalb«, meinte Chuma.

* * *

Noch bevor die Sonne am nächsten Morgen aufgegangen war, waren die beiden Jungen munter. »Ich gehe hinunter zum Fluss, um zu baden«, kündigte Chuma an. »Es ist bestimmt gut, vor einer so langen Reise zu baden.«

»Geh ruhig. Ich gehe noch einmal zu Dauma«, sagte Wikatani geheimnisvoll.

»Aber was ist mit ihrer Mutter?«, fragte Chuma.

»Sie wird mir schon nichts tun.«

»Soll ich mitkommen?«, fragte Chuma.

»Nein. Geh du hinunter zum Fluss. Ich komme nach, sobald ich Dauma ›Auf Wiedersehen‹ gesagt habe.«

»Sag ihr einen Gruß von mir«, sagte Chuma.

»*Heute gehen wir nach Hause. Heute gehen wir nach Hause*«, sang Chuma leise vor sich hin, während er hinunter zum Fluss ging.

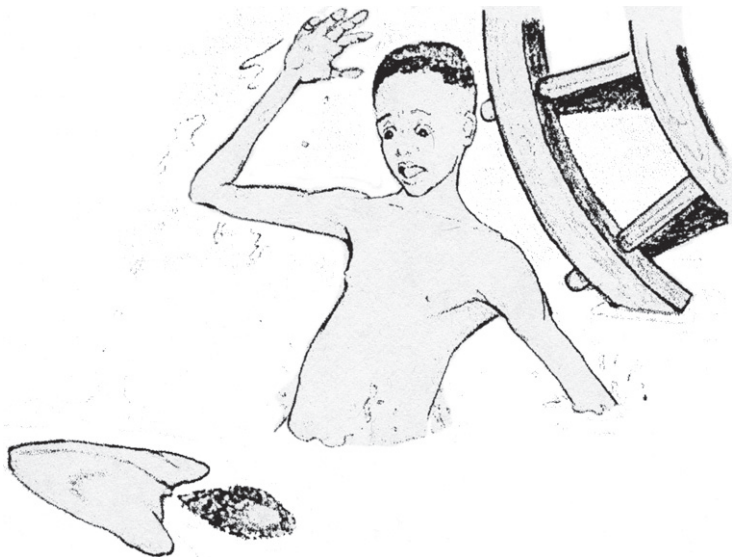
Der Himmel im Osten färbte sich hellrosa. Die Sonne begann, alles in ein merkwürdiges Licht zu tauchen. Die Silhouette des Schiffes erhob sich groß und unheimlich gegen den Himmel. Irgendwie sah in diesem Licht alles fremd aus, oder vielleicht sah die ganze Welt anders aus, weil sie heute nach Hause gehen sollten. Es lag aber außerdem ein hässlicher Geruch in der Luft – nicht wie der Geruch von Lagerfeuern, die langsam ausbrannten.

Chuma ließ sich vom Ufer ins Wasser hinabgleiten. Zwischen dem Ufer und dem Dampfer war ein schmaler Wasserstreifen, der ganz ruhig dalag, während in der Mitte des Flusses das Wasser schnell dahinströmte. Chuma schwamm neben das Schiff, er schreckte dabei zwei Enten auf, die zu fliehen versuchten, ohne sich in die Luft erheben zu müssen.

Dann bemerkte Chuma zwei merkwürdige Dinge, die im Wasser unter dem großen Rad des Dampfers trieben. Was auch immer es war, es wurde von der Strömung erfasst. Es war rund, dunkel und glatt und trieb direkt auf der Wasseroberfläche. *Wahrscheinlich*

Treibholz, dachte er. Er hatte schon Treibholzstücke gesehen, die vom Dahintreiben ganz glatt und glänzend geworden waren. Er schwamm zum Rad, um die Stücke näher zu betrachten.

Chuma berührte eines dieser Dinge und es rollte herum.



»Aai!«, schrie er auf und schwamm aus Leibeskräften ans Ufer. Er schrie immer noch, als er die Uferböschung hinaufkletterte und ins Lager rannte.

Augenblicklich waren alle im Lager wach und kamen aus ihren Zelten. Einige Männer hatten ihre Gewehre in der Hand.

»Was ist los, Chuma?«, dröhnte David Livingstone, als er sah, dass der Junge auf ihn zugelaufen kam.

Chuma zeigte zum Fluss. Sein Mund stand offen, die Augen waren weit aufgerissen. Schließlich flüsterte er heiser: »Menschen – zwei – im Fluss.«

Die Männer rannten zum Ufer. Als sie die toten Körper zwischen den Paddeln des Rades hervorzogen, bemerkte Wikatani die Stammestätowierungen und flüsterte: »Ajawa.«

Der Doktor seufzte. »Wahrscheinlich Kriegsoffer. Ruft den Bischof, wir müssen sie beerdigen. Und dann machen wir uns besser auf den Weg. Wir müssen für Frieden zwischen den Manganja und den Ajawa sorgen.«

Chuma und Wikatani blickten sich gegenseitig verängstigt an. Zum ersten Mal begriff Chuma, wie gefährdet seine eigene Familie sein mochte.

Überfall aus dem Hinterhalt

Die Sonne war bereits dabei, am Horizont unterzugehen, als Chuma derselbe muffige Geruch in die Nase stieg, wie er ihn am Morgen gerochen hatte. Die kleine Gruppe war den ganzen Tag schnell marschiert. Zu dieser Gruppe gehörten Doktor Livingstone, sechs Träger – jeder von ihnen hatte Lebensmittel und Handelswaren – und die beiden Ajawa-Jungen.

»Ich kann mich an überhaupt nichts mehr erinnern in dieser Gegend. Du?«, fragte Wikatani.

»Nein. Es ist bestimmt ein anderer Weg, den die Roten Kappen uns geführt haben.«

»Ich hoffe, der Doktor weiß, wohin er will.«

»Er hat doch Karten«, meinte Chuma zuversichtlich.

Sie gingen den Weg entlang einen bewaldeten Hügel hinunter bis zu einem kleinen Fluss. Auf der anderen Seite lagen einige Kanus an dem schmalen Ufer unterhalb eines steilen Hanges.

»Dort oben ist ein Manganja-Dorf, das ich besucht habe, als ich vor zwei Jahren hier durchkam«, sagte Livingstone, als sie durch das flache Gewässer gingen.

»Die Kanus liegen immer noch hier, aber wo sind die Kinder? Warum kommen sie uns nicht entgegen?«

Als sie auf den Weg oben auf dem Hügel kletterten, dachte sich Chuma, dass die Manganja sie sowieso nicht empfangen würden, wenn sie entdeckten, dass zwei Ajawas dabei waren. Doch das Dorf war verlassen; jedes Haus war niedergebrannt worden. Chuma begriff, dass der merkwürdige Geruch von den bren-

nenden Hütten gekommen war. In der ruhigen Nachtluft war der Rauch durch das Flusstal gezogen.

»Wo sind die Menschen?«, fragte Wikatani.

»Tot ... oder sie fliehen vor dem Krieg«, sagte einer der Träger grimmig.

In den Ruinen eines der Häuser fanden sie die Leiche einer Frau, wahrscheinlich war sie zu alt oder zu krank, um zu fliehen. Sie begruben sie, dann setzten sie sich unter einen Baum am Rande des Dorfes, während Livingstone seine Karte studierte. Etwas später blickte er die Jungen an und sagte mit müder Stimme: »Ich glaube, wenn wir euer Dorf finden wollen, gehen wir von hier aus am besten nach Osten bis zum Zomba-Plateau und von dort aus nach Norden bis zum Schirwasee.«

»Wir haben morgen ein gutes Stück vor uns«, teilte er allen mit. »Ich denke, dass die Manganja, die hier lebten, entweder gefangen oder noch auf der Flucht sind. Und da die Ajawa wissen, dass dieses Dorf bereits erobert ist, bezweifle ich, dass sie zurückkommen werden. Deswegen bleiben wir hier über Nacht.«

Doch die Träger protestierten heftig. Der Gedanke, dort zu schlafen, wo Menschen getötet und Häuser niedergebrannt worden waren, versetzte sie in Angst und Schrecken. Aus diesem Grund gingen sie noch weiter nach Osten, bis die Dunkelheit sie dazu zwang, ihr Lager aufzuschlagen.

In dieser Nacht machten sie keine Feuer, da sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten. Sie stellten außerdem zwei Wachen auf. Chuma und Wikatani wurden auch eingeteilt zur Wache, jedoch nicht zur selben Zeit.

»Wie war es? Bist du eingeschlafen?«, fragte Chuma, als Wikatani ihn weckte, damit er Wache schieben konnte.

»Machst du Witze?«, fragte Wikatani. »Ich hatte viel zu viel Angst, dass jemand in unser Lager eindringen könnte.«

Am nächsten Morgen, als sie sich wieder auf den Weg machten, begegneten sie den ersten Manganja, die sich auf der Flucht befanden. Zuerst waren es nur ein oder zwei auf einmal, doch bald trafen sie auf ganze Familien. Einige waren verwundet und Doktor Livingstone versuchte sie so schnell er konnte zu behandeln. Doch sein dringendster Wunsch war, an die Front des Krieges zu kommen und mit den Anführern zu sprechen, um endlich den Frieden in diesem Gebiet wiederherzustellen.

Um die Mittagszeit erreichten sie ein weiteres verlassenes und niedergebranntes Dorf. Es gab keine Toten, aber Mais war aus dem Lagerhaus geholt und über den ganzen Boden verteilt worden. Einige Hühner pickten herum, aber sie flogen sofort auf, als jemand sich näherte.

Am Nachmittag sah die kleine Gruppe den Rauch eines anderen brennenden Dorfes aufsteigen. Aus der Ferne konnten sie das Siegesgeschrei neben den Klagerufen der Frauen hören. Sie waren nur wenige Kilometer bis zu einer Lichtung marschiert, wo das Gras hoch stand und große Büsche und einige Bäume zu sehen waren, als einer der Träger auf einige Ajawa-Krieger deutete, die den Weg mit gefangenen Manganja entlangkamen.

»Das ist unsere Chance«, sagte Livingstone. »Viel-

leicht kann ich sie zur Vernunft bringen und ein Treffen mit den Anführern ausmachen.«

Doch als die beiden Gruppen aufeinanderstießen, erkannte einer der Gefangenen Livingstone und begann zu schreien: »Unser General ist gekommen! Der weiße Mann wird uns befreien! Der weiße Mann wird uns befreien!« Die anderen Manganja stimmten ein und einige Augenblicke lang herrschte ein großes Durcheinander. Die Ajawa-Krieger gerieten in Panik und flohen schreiend: »Krieg! Krieg!« Dann rannten auch die Manganja in die entgegengesetzte Richtung weg und ließen Livingstone und sein Grüppchen allein dort stehen. So konnten sie nicht über den Frieden zwischen den beiden Stämmen verhandeln.

»Warum hat dieser Mann bloß gerufen, dass ich ihr General und Befreier wäre?«, sagte Livingstone, nahm seine blaue Kappe ab und schlug sich damit enttäuscht ans Bein. »Wo hat er das her?«

»Entschuldigen Sie, Doktor«, meinte Wikatani, »aber ich glaube, ich habe den Mann erkannt. Er war einer der Sklaven der Roten Kappen. Wir sind zusammen gewesen, bevor Sie uns befreit haben.«

»Ach ja ... daran hätte ich denken müssen«, sagte der Doktor verärgert, als er sich auf einen Stein setzte. »Er war einer der Männer, die nicht geblieben sind, um die Missionsstation mit aufzubauen. Diese Leute haben ihre Geschichte wahrscheinlich überall herum erzählt. Und er dachte, ich komme, um ihn wieder zu befreien. Jetzt werden wir nie mit den Ajawa in Kontakt kommen.«

Doch er sollte sich täuschen.

Der weiße Mann und seine Begleiter waren nur ein kleines Stück weitergereist, als sehr viel mehr

Ajawa-Krieger auftauchten und die kleine Gruppe von zwei Seiten einschließen wollten. »Auf den Boden!«, schrie Livingstone. Chuma und Wikatani ließen sich hinfallen und robbten hinter einen riesigen Ameisenhügel; Livingstone und die Träger suchten in dem hohen Gras und hinter einigen Steinen Schutz. Als die Ajawa näher kamen, bemerkte Chuma, wie sie vorsichtig durch das hohe Gras streiften. Als sie nur noch ungefähr hundert Meter entfernt waren, begannen sie, ihre Pfeile auf Livingstone und seine Männer abzuschießen.

Ihre Treffsicherheit war erstaunlich und hätte die kleine Gruppe wohl getötet, wenn sie sich nicht so schnell versteckt hätten. Die Träger hielten ihre Waffen schussbereit, doch Livingstone sagte immer wieder: »Nicht schießen! Wir wollen kein Blutvergießen.« Dann rief er laut: »Ajawas! Wir sind nicht gekommen, um zu kämpfen, sondern um mit euch über Frieden zu sprechen!« Doch die Pfeile schienen nur noch mehr zu werden.

Schließlich kletterte Wikatani auf den Ameisenhügel, stand auf und schrie in der Ajawa-Sprache: »Nicht schießen! Nicht schießen! Ich bin ein Ajawa!« Chuma wollte ihm schon beistehen, als Wikatani einen Schrei ausstieß und wieder auf den Boden fiel. Ein Pfeil steckte in seinem rechten Arm.

»Wir müssen hier weg«, sagte Livingstone und kam schnell zu Wikatani gerobbt. Er zog den Pfeil aus dem Arm des Jungen und drückte fest auf die Wunde, um das Blut zu stillen. »Sie hören nicht auf uns.«

Chuma hob den Kopf und sah die Ajawa-Krieger, wie sie schneller in ihre Nähe kamen, als er erwartet hatte. Sie vollführten einen wilden Kriegstanz, als

sie sich auf ungefähr drei-
ßig Meter genähert hatten.
Einer der Träger schrie:
»Doktor, sie umzingeln
uns. Unser Weg ist abge-
schnitten!«

Livingstone
band sein
Taschentuch fest
um Wikatanis
Arm. »Dann
müssen wir uns
unseren Weg
freikämpfen«,
antwortete er
grimmig. Genau
darauf hatten die
verängstigten
Träger gewartet.

Sie eröffneten das Feuer mit ihren Gewehren und so-
gleich zogen sich die Ajawas zurück.

»Ich habe zwei getroffen!«, freute sich einer der
Männer. »Ich einen!«, meinte ein anderer. Insgesamt
hatten die Träger sechs Ajawas niedergeschossen,
doch als der Doktor auf den Ameisenhügel stieg und
das Gebiet überblickte, waren weder Tote noch Ver-
wundete zu sehen.

»Lasst uns gehen, bevor sie zurückkommen«, befahl er
und die Gruppe machte sich vorsichtig wieder auf den
Weg in Richtung Wald, wo sie geschützter waren.

Als sie die Sicherheit des Dschungels erreicht hatten,
ging Livingstone zwischen den beiden Jungen. Er
legte jedem eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir



wirklich leid«, sagte er. »Ich wollte nicht auf einen aus eurem Stamm schießen.«

Chuma fühlte sich unbehaglich. Er hatte Angst gehabt und war froh, als der Kampf aufgehört hatte. Aber er war auch ärgerlich gewesen, als die Träger mit ihren Gewehren zu schießen begannen. Doch als er sah, wie traurig der Doktor aussah, sagte er schließlich: »Sie konnten doch nichts dafür.«

»Vielleicht nicht«, meinte Livingstone. »Aber ich bin jetzt zwanzig Jahre lang in Afrika; ich habe den gefürchtetsten Häuptlingen gegenübergesessen; ich hätte mehrmals beinahe mein Leben verloren ... aber ich habe nie zuvor auf einen Afrikaner geschossen. Immer gab es einen anderen Ausweg.« Sie gingen einige Augenblicke schweigend nebeneinander her. Dann sagte der Doktor: »Es ist, als wäre dies das Ende meines Auftrags hier in Afrika. Man wird davon erzählen, was hier passiert ist; wie sollen die Menschen mir je wieder vertrauen?«

Chuma blickte Wikatani an; der Schmerz von der Wunde an seinem Arm verzerrte sein Gesicht. Doch die beiden Jungen verstanden, dass auch ihr weißer Freund Schmerzen hatte.

Gegen Abend trafen die Reisenden auf eine Gruppe von Manganja-Flüchtlingen. Livingstone lud sie ein, sich an sein Feuer zu setzen, in der Hoffnung, dass mehr Menschen sie vor einem Angriff eher bewahren würden.

»Was wisst ihr von den Kämpfen um den Schirwa-see?«, fragte der weiße Mann seine Gäste. Er war dabei, Wikatanis Wunde im Licht des Feuers zu säubern und eine Salbe aus einer glänzenden Tube darauf zu verteilen.

»Dort gibt es keine Kämpfe«, sagte der Anführer.

»Kann man von hier dorthinkommen?«

»Nein. In dem Gebiet dazwischen gibt es viele Kämpfe; man kann nicht durchkommen.«

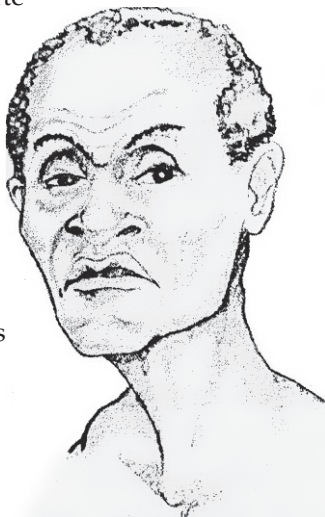
»Woher wisst ihr, dass es am Schirwasee keinen Krieg gibt?«, fragte Wikatani und stöhnte leise, als Livingstone seinen Arm verband.

»Weil die Manganja das gesamte Gebiet um den Schirwasee besetzt haben«, sagte ein Mann stolz. »Wir haben es diesen verräterischen Hyänen, den Ajawas, weggenommen.« Der Mann spuckte die letzten Worte regelrecht aus und starrte die Jungen an. Chuma und Wikatani erschauerten. Wusste dieser Mann, dass sie Ajawas waren?

Der Doktor zuckte mit den Schultern. »Was ist mit den Dörfern geschehen?«

Als der Mann antwortete, blickte er Livingstone nicht an, sondern starrte weiter auf die Jungen.

»Al-le-A-ja-wa-Dör-fer-sind-nie-der-ge-brannt.« Er betonte jede Silbe einzeln. »Die einzigen Ajawas in der Nähe des Schirwasees sind die Toten, deren Knochen jetzt von den Geiern abgenagt werden. Dies wird bald das Schicksal aller Ajawas sein.«



Der wütende Fluss

Ich weiß, dass ihr beide zu euren Familien zurückkehren wollt«, sagte Livingstone am nächsten Morgen zu den Jungen, als sie alle Vorbereitungen trafen, das Lager der Manganja-Flüchtlinge zu verlassen, »aber ich kann nicht riskieren, dass so etwas wie gestern noch einmal passiert. Wenn das, was die Manganja erzählen, wahr ist und die Dörfer um den Schirwasee alle zerstört sind, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass wir eure Familien noch finden werden. ... Und selbst wenn«, meinte er, als er die Furcht in ihren Augen sah, »wärt ihr nicht sicher in diesem Teil des Landes.«

»Aber ... was werden wir tun?«, fragte Chuma voller Enttäuschung.

»Kommt mit mir zurück zur Missionsstation. Wenn es mir gelungen wäre, das Blutvergießen zu vermeiden, hätten wir einen sicheren Weg durch das Kriegsgebiet finden und die Häuptlinge sprechen können. Sie sind die einzige Hoffnung, wenn dieser sinnlose Krieg ein Ende finden soll. Aber so ...« Livingstone schüttelte den Kopf. »... sind wir sofort Ziele für ihre Pfeile, sobald wir auf Ajawas treffen.«

Es war ein niedergeschlagenes und verängstigtes Grüppchen, das sich nun auf den Weg machte. Sie marschierten nicht mehr voller Selbstvertrauen los. Livingstone entschied, dass die einzige Möglichkeit, heil anzukommen, darin bestünde, so unauffällig wie möglich zu reisen, wenn sie nicht wieder ihre Gewehre benutzen wollten. Daher schickte er einen der Männer als Vorhut voraus, um den Weg zu be-

obachten. Nur wenn die Luft rein war, folgten die anderen vorsichtig.

Einmal, als die Vorhut einige Ajawa-Krieger entdeckte, die an einem Fluss lagerten, beschloss Livingstone, dass sie den Weg verlassen und sich durch den Dschungel arbeiten sollten, um einen möglichst weiten Bogen um die Krieger zu machen. Es war sehr ermüdend. Manchmal landeten sie mitten im Gestrüpp, aus dem sie kaum wieder einen Ausweg fanden. Die Dornen verfangen sich in der Haut und man musste sie sehr sorgfältig herausziehen, um sich nicht zu verletzen. Die Ranken waren zum Teil so lang, dass man sie mit der Machete bearbeiten musste, um den Weg frei zu machen.

»Ruhe! Seid still!«, herrschte Livingstone sie an, wenn einer fluchte oder aufschrie. »Niemand braucht von uns zu wissen.«

Schließlich kamen sie an einen Weg, der offenbar von Elefanten gebahnt worden war, und folgten ihm. Hier zu gehen, war eine richtige Erleichterung, denn die Tiere hatten eine breite Schneise in den Dschungel getrampelt.

Die zweite Nacht ihrer Rückreise verbrachten sie ohne ein Dach über dem Kopf und ohne Feuer bei strömendem Regen. »Aber Doktor«, protestierten einige der Träger, »bei diesem Wetter sind mit Sicherheit keine Krieger unterwegs.«

»Gute Krieger sind immer auf der Lauer. Gute Friedensstifter müssen es genauso sein. Wir werden kein Feuer machen!«

Es regnete fast den ganzen nächsten Tag und erst am Abend ließ der Regen nach, als die müden Wanderer

das verlassene Dorf auf den Klippen über dem Fluss erreichten.

»Ich glaube immer noch, dass dieses Dorf sicher ist«, sagte Livingstone. »Wenn ihr trockenes Holz, das keinen Qualm macht, findet, können wir vielleicht ein Feuer anzünden. Aber versucht es, weit abseits anzuzünden.«

Die Träger wollten die Nacht nicht in diesem ausgebrannten Dorf verbringen, doch die Aussicht, noch einmal in dem kalten und nassen Dschungel schlafen zu müssen, bewog sie dazu, doch nachzugeben. Sie fanden ein paar Hütten, die noch ein intaktes Dach besaßen.

Später breitete Livingstone seine Karte neben dem Feuer aus und sagte: »Ich glaube, dieser kleine Fluss mündet nur wenige Kilometer von der Missionsstation entfernt in den Shire. Wenn die Kanus immer noch unten am Fluss liegen, könnten wir sie benutzen, um bis zur Mündung zu fahren. Es wäre zwar weiter, wir müssten zuerst nach Westen und dann nach Süden statt quer durch das Land zu marschieren, aber es wäre sicherer für uns, als durch den Dschungel zu reisen.«

»Ja, aber Doktor«, meinte einer der Träger, »die großen Stromschnellen und die Wasserfälle liegen genau oberhalb der Missionsstation und ziehen sich weit den Fluss hinunter. Wenn wir von dem kleinen Fluss aus auf den Shire stoßen, werden wir mittendrin sein und das ist zu gefährlich.«

»Stimmt. Die Wasserfälle sind so stark, dass nicht einmal ein Dampfer damit fertig wird, aber glaubt ihr nicht, dass man mit den Kanus durchkommt?«

»Doktor, sie sind wirklich schrecklich. Schon viele Menschen haben ihr Leben dabei verloren.«

»Gut«, sagte Livingstone und faltete seine Karte zusammen. »Wenn es zu schlimm wird, ziehen wir die Kanus an Land und gehen zu Fuß weiter.«

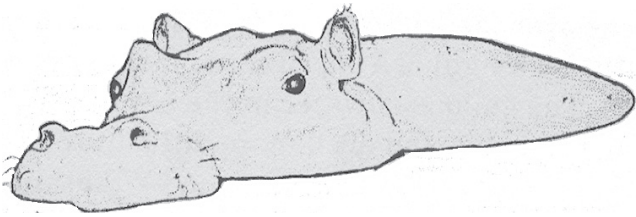
* * *

Auf dem kleinen Fluss zu reisen, war eine willkommene Abwechslung von dem mühsamen Marschieren durch den Dschungel. Nachdem Doktor Livingstone sich vergewissert hatte, dass die beiden Jungen ein Kanu steuern konnten – sie waren schon oft auf dem Schirwasee herumgefahren –, erlaubte er auch ihnen, ein kleines Kanu allein zu nehmen. Die kleine Flotte bestand noch aus drei weiteren Kanus, von denen eines mit Livingstone und zwei Trägern und die anderen mit jeweils zwei Trägern und den Sachen besetzt waren.

»Wir müssen immer noch still sein«, warnte der Doktor, und dieser Rat war gut. Eine Stunde später glitten sie durch ein Gebiet, in dem der Dschungel sich an beiden Seiten des Ufers erhob. Plötzlich hörten sie Schreie vom Ufer direkt hinter ihnen und ein Pfeilhagel prasselte auf sie nieder. Nur ein Pfeil erreichte das letzte Kanu und blieb harmlos auf dem Boden liegen, als die Mannschaft schnell weiterpaddelte, um dem Angriff zu entkommen.

»Das war knapp«, murmelte Wikatani, als sie um eine Kurve fuhren.

»Wenn sie uns gehört hätten und vorbereitet gewesen wären, wären wir leichte Beute für sie gewesen. Wir hätten ihnen niemals entkommen können«, meinte Chuma.



Wo der kleine Fluss in den Shire mündete, schwamm eine Herde Flusspferde an den seichten Stellen am Ufer. Die Reisenden blieben ihnen fern, denn sie wussten, dass diese behäbigen, freundlich aussehenden Tiere zu den gefährlichsten Tieren Afrikas gehören. Sie wollen nicht gestört werden, doch wenn das der Fall ist, werfen sie mit Leichtigkeit ein kleines Kanu um oder beißen es mit ihren mächtigen Zähnen kaputt.

Doch da sie die Flusspferde beobachteten, wurden sie von dem schnell dahinfließenden Shire überrascht. Augenblicklich wurden die Kanus von der Strömung erfasst und flussabwärts getragen, ohne dass sie etwas dagegen hätten tun können. An dieser Stelle waren noch keine Stromschnellen, daher war die Oberfläche relativ glatt, aber die Geschwindigkeit, mit der das Wasser sie fortbewegte, war höher, als die Jungen es jemals erlebt hatten. Es war, als hätte das Wasser seinen eigenen Willen und trug sie einfach mit sich fort.

Weniger als einen Kilometer später kamen sie an die Stromschnellen. Sie waren so steil und wild, dass die Kanus wie von einem hohen Berg hinuntergetrieben wurden. »Achtung!«, schrie Chuma, der hinten saß. Doch Wikatani konnte nichts mehr tun, als eine hohe Welle über die Seitenwand schlug. Die Wasser-

massen in dem Kanu machten es schwer und damit noch schwieriger zu handhaben.

»Tu irgendetwas!«, schrie Wikatani, als das Kanu von der Strömung erfasst auf einen großen Felsen zugeschleudert wurde. Chuma paddelte wie verrückt, denn er wusste, wenn das Kanu mit der Seite auf den Felsen traf, würde es zerbrechen. Doch die Strömung war zu stark, er konnte nichts tun, um das Kanu in der Mitte zu halten. Doch dann, im letzten Augenblick erhob sich eine gewaltige Welle zwischen dem Felsen und ihrem Kanu, die sie herumriss und sie den kleinen Wasserfall hinunterwarf wie ein Adler sich aus der Luft auf seine Beute fallen lässt. Aber jetzt türmte sich vor ihnen das Wasser wie eine Wand auf. Das kleine Boot wurde von der Welle angehoben und schien einen Augenblick frei durch die Luft zu segeln. Dann fiel es plötzlich herunter und beide Jungen landeten in dem rasenden Fluss.

Das Wasser wurde weiß um Chuma herum und die starke Strömung riss ihn weiter hinunter in das Dunkel des Flusses. Er strampelte, um wieder an die Oberfläche zu kommen, doch in der Kälte konnte er bald nicht mehr vor Anstrengung. Er sank immer tiefer, bis alles um ihn herum schwarz wurde und er nicht mehr wusste, wie er wieder nach oben kommen sollte. Plötzlich fuhr etwas über seinen Rücken wie die Krallen eines Löwen und sein Kopf schlug an einen Stein. Er trieb hilflos in dem wütenden Fluss, der jeden Atem aus ihm herauszupressen schien.

Doch dann wurde es heller und Chuma bemerkte, wie Blasen um ihn herum aufstiegen. War das die Luft seiner Lungen oder kam er an die schäumende Oberfläche? Und dann spuckte der Fluss ihn regel-

recht aus. Er flog durch die Luft, Gesicht nach oben und die Arme und Beine ausgestreckt. Einen Moment lang blickte er über die Schulter zurück und erkannte, was geschehen sein musste. Über ihm war ein tosender Wasserfall. Irgendwie musste er dort hineingeraten und in das Wasser darunter gefallen sein, dann hatte ihn die Strömung wieder erfasst und weitergeschleudert.

Er landete wieder auf dem Wasser und fing sofort an zu schwimmen. *Wo ist Wikatani? Wo ist das Kanu?* Er sah sich verzweifelt um. Zwanzig Meter flussabwärts erblickte er Wikatani, der sich an das umgekippte Kanu klammerte, während er weiter in rasender Fahrt den Fluss hinuntertrieb. Chuma holte tief Luft und schwamm so schnell er konnte zu seinem Freund. *Er lebt noch*, dachte Chuma.

Da trieb etwas Dunkles neben ihm an die Oberfläche. Es waren Kleider – dunkelblaue, wie die des Doktors. *Ich sollte sie für ihn mitnehmen*, dachte der Junge. Aber er war zu erschöpft und hatte zu viel Wasser geschluckt. *Ich rette besser mich selbst, sonst schaffe ich es vielleicht gar nicht*. Doch dann bemerkte er, dass es nicht nur die blaue Jacke des Doktors war. Es war Livingstone selbst, der mit dem Gesicht nach unten im tobenden Wasser trieb!

»Hilfe!«, schrie Chuma. Doch es hörte ihn niemand. Er änderte die Richtung und schwamm auf den blauen Stoff zu. Er hoffte, dass der Doktor nicht untergehen würde, bis er da war. Doch der Fluss spielte ihm einen Streich nach dem anderen und der Doktor entfernte sich immer weiter von Chuma.

»Oh Gott«, japste Chuma, »wenn du auch der Gott der Schwarzen bist, so wie es der Doktor gesagt hat,

dann lass ihn nicht sterben. Hilf mir ... hilf mir, ihn rechtzeitig zu erreichen.« Schließlich in einem letzten Anlauf streckte Chuma die Hand aus und bekam die blaue Jacke zu fassen. Er drehte die Masse um und zog das Gesicht Livingstones aus dem Wasser. Er hatte eine Wunde über dem einen Auge und schien nicht mehr zu atmen. Chuma konnte mit der einen Hand den Kopf des Doktors festhalten und versuchte, ans Ufer zu schwimmen.

Doch das Flussufer war zu weit entfernt; er hätte es wohl nie geschafft. Jedes Mal, wenn er neu Atem holen wollte, schlug ihm eine Welle ins Gesicht, sodass er hustend und keuchend zurücktrieb. Es schien, als würde er mehr Wasser schlucken als ausspucken. Dann, als er schon aufgeben wollte, erblickte er einen Felsen direkt vor sich. Es gelang ihm, die Füße in Richtung der Strömung auszustrecken, sodass sie sein Gewicht abfangen konnten, als er auf den Felsen



traf. In dem Moment drehte er sich auf die ruhigere Seite und suchte einen Halt mit der Hand, sodass er sich auf den Felsen ziehen konnte. Er brauchte eigentlich beide Hände, doch er hielt ja Livingstone mit der einen. Ächzend und stöhnend zog er sich hinauf und war gerade in Sicherheit, als eine Welle den Doktor erfasste und mit sich davontragen wollte. Chuma hätte beinahe den Halt verloren, doch mit aller Kraft zog er den Doktor aus der schrecklichen Strömung und legte ihn auf den Stein neben sich.

Der Junge lag einen Augenblick erschöpft da, doch er wusste, dass er nicht warten durfte, wenn der Doktor noch eine Chance hatte zu leben. Er rollte den reglosen Körper auf den Bauch; die Beine hingen immer noch in den Fluss. Chuma setzte sich auf den Rücken des Doktors und drückte sein ganzes Gewicht nach unten. Dann erhob er sich und drückte wieder nach unten. Immer wieder tat er dies. Plötzlich kam ein großer Schwall Wasser aus dem Mund Livingstones und er begann zu husten und zu keuchen. Chuma rollte sich zur Seite und plötzlich wurde es um ihn herum schwarz.

Die zweite Reise

Chuma erwachte im Schatten einer dicht beblaubten Akazie, die Blüten verströmten einen süßen Duft in der warmen Luft. Besorgte Gesichter blickten auf ihn herab. Er sah von einem zum anderen: der Doktor – seine Kleider tropften immer noch –, Wikatani und sechs Träger. Alle hatten überlebt.

»Wo bin ich? Wer hat mich hierhergebracht?«

»Alle Kanus sind verloren, außer einem, Gott sei Dank«, antwortete der Doktor. »Damit ist es einigen der Männer gelungen, zu uns zu kommen und uns von dieser Insel zu holen.«

Chuma setzte sich auf, doch er bereute es sofort. Sein Rücken brannte wie Feuer.

»Ich möchte dir danken. Du hast mir das Leben gerettet ... und hast dabei dein eigenes Leben riskiert. Aber«, sagte der Doktor, als er Chuma umdrehte, um sich den Rücken anzusehen, »ich befürchte, ich kann keine Salbe auf deine hässlichen Wunden tun, denn ich habe alles verloren. Es sieht aus, als hättest du mit einem Löwen gekämpft«, scherzte er.

»Ich denke, es war nur ein Fluss – doch er hätte beinahe gewonnen«, meinte Chuma.

»Nun, ich glaube, dir wird es bald besser gehen. Aber wir machen uns am besten gleich auf den Weg, wenn du meinst, dass du gehen kannst. Es dauert noch mindestens einen ganzen Tag, bis wir wieder bei der Missionsstation sind.«

* * *

In den folgenden Tagen und Wochen in der Missionsstation machten sich Chuma und Wikatani oft Gedanken darüber, was die Manganja-Krieger über ihre Dörfer gesagt hatten. »Was ist, wenn unsere Familien alle tot sind, so wie es die Manganja gesagt haben?«, fragte Wikatani eines Tages. Beide Jungen hatten vorher nie den Mut gehabt, diese schlimmste Befürchtung auszusprechen.

Chuma dachte lange nach. Als er das Schweigen brach, hatte er Tränen in den Augen. »Wenn sie tot sind, werde ich bei dem Doktor bleiben und ein Christ sein. Aber wir wissen es nicht. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben.«

»Außerdem«, meinte Wikatani, »übertreiben die Manganja gern. Die wollten uns nur einen Schrecken einjagen. Aber ... wir müssen zurück und unseren Familien sagen, dass wir noch leben.«

Nur wenige Tage später rief Livingstone die Jungen zu sich. Er saß vor seinem Zelt und studierte seine Karten.

»Ich habe von einem anderen See im Norden eurer Heimat gehört. Es heißt, dass er sehr groß und tief ist. Was wisst ihr davon?«, fragte er und blickte die beiden an, die neben seinem Tisch standen.

Chuma zuckte mit den Schultern, aber Wikatani sagte: »Ich habe schon davon gehört. Er heißt Njassasee.«

»Ja, Njassasee«, grübelte Livingstone und zwirbelte die Enden seines Schnurrbarts. »Warst du schon dort?«

»Nein, Doktor, aber mein Vater.«

»Ja? Hat er dir davon erzählt?«

»Das ist schon sehr lange her. Ein alter Mann hat ihm gesagt, wenn man als Junge losgehen würde, wäre man ein alter Mann, bevor man einmal um ihn herumgelaufen wäre.«

»Wirklich?«

»Er hat es so gesagt, aber alle anderen haben gelacht und gesagt, dass man zwei Monate brauchen würde, um herumzulaufen – aber das ist nicht möglich.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Zwei Monate. Das ist immer noch ziemlich groß. Ich muss diesen Njassasee erforschen. Vielleicht kann man damit den Sklavenhandel stoppen.«

Die Jungen verstanden nicht, was er damit sagen wollte.

»Seht ihr«, fuhr der Doktor fort, indem er auf einen Punkt auf der Karte zeigte, »wenn wir ein Dampfschiff auf den Njassasee bringen könnten, könnten wir damit Lebensmittel und Menschen transportieren, die dort eine Missionsstation errichten. Ich könnte dieses Stück Land für einen Teil von England erklären und damit wäre es nicht mehr im Herrschaftsbereich der Portugiesen. Dann könnten wir endlich wirksam gegen diese Sklavenhändler vorgehen.«

»Aber Doktor«, meinte Chuma, »wie wollen Sie Ihren Dampfer über die Stromschnellen bringen?«

David Livingstone zuckte mit den Schultern. »Deswegen muss ich den See erforschen. Wenn er so groß ist, wie ihr sagt, muss er noch einen anderen Zufluss haben als den Shire.« Livingstone stand auf und begann, im Lager umherzulaufen. Plötzlich schlug er mit der Faust gegen eine hohe Palme. Er wirbelte

herum und deutete auf Wikatani. »Hat dein Vater irgendetwas von einem Fluss gesagt, der aus dem See herausfließt und bis zum Meer im Osten führt?«

»Nein.«

»Nun, aber es muss einen geben, und ich werde ihn finden.«

Als die Jungen den Doktor verließen, drehte sich Wikatani zu Chuma um und meinte aufgeregt: »Hast du die Karte gesehen?«

»Ja, was ist damit?«

»Wir konnten nicht nach Hause, weil ein furchtbarer Krieg zwischen uns und dem Schirwasee war. Aber wenn wir von Norden her an den Schirwasee herankommen?«

»Dort finden vielleicht nicht so viele Kämpfe statt.«

»Genau«, sagte Wikatani eifrig. »Wenn wir bei dieser Expedition mit Doktor Livingstone mitkommen könnten, könnten wir den Shire entlangreisen, das Kampfgebiet umgehen und von Norden über den Njassasee ...«

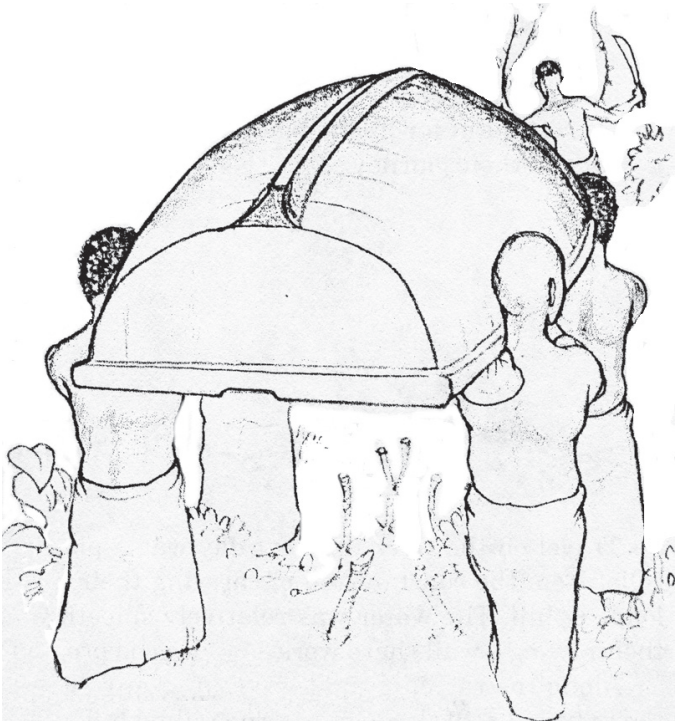
»Und von dort«, unterbrach Chuma mit leuchtenden Augen, als er den Plan begriff, »könnten wir nach Hause kommen.«

* * *

Die Jungen mussten wieder den Doktor überzeugen, sie doch mitzunehmen, aber drei Tage später waren sie mit seiner Expedition auf dem Weg. Sie sagten ihm jedoch nichts von ihrer geheimen Hoffnung, weswegen sie mitkommen wollten.

Die Wasserfälle, die genau oberhalb der Missionsstation begannen, machten es unmöglich, ein Boot

zu benutzen. Aus diesem Grund trugen vier Träger ein großes Ruderboot, während sie am Westufer des Flusses nach Norden marschierten. Zwei weitere Männer gingen voraus und bahnten mit ihren Macheten einen Weg. Livingstone ging noch vor ihnen und versuchte, den einfachsten Durchgang zu finden – was gar nicht so leicht war, da sie ständig steil bergauf stiegen. Chuma und Wikatani folgten, beladen mit den schweren Rudern, dem Segel und einem Sonnensegel. »Wenn wir erst einmal auf dem See sind, werden wir froh darüber sein«, hatte der Doktor gesagt. »Das Sonnensegel wird uns vor der Sonne schützen.«



Wenn die Männer erschöpft waren, ließen sie das Boot herunter und die Gruppe machte Rast – wenn man es überhaupt so nennen konnte, denn alle bis auf zwei, die als Wache zurückgelassen wurden, gingen zurück, um ihre Lebensmittel zu holen. Dann luden sie sich Säcke und Schachteln auf den Rücken und trugen sie zu dem Platz, wo sie das Boot zurückgelassen hatten. Und dann ging alles wieder von vorne los.

An guten Tagen schafften sie dies drei- bis viermal.

Unterwegs wunderten die Jungen sich über sich selbst, dass sie diesen Fluss mit Kanus heruntergekommen waren. Oft liefen sie kilometerweit auf den Klippen, darunter eine Schlucht mit dem wütenden Fluss, an dem es kein Ufer gab, an dem man sich hätte in Sicherheit bringen können.

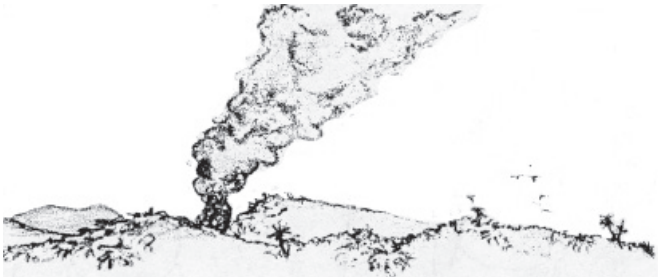
Einmal zeigte Livingstone ihnen die Karte. »Die Wasserfälle im Shire sind sechzig Kilometer lang. Ich glaube, Gott hat uns beschützt, denn er hat uns sehr schnell aus diesem Fluss herausgeholt«, meinte er.

Bald kamen sie an der Stelle vorbei, an der sie mit den kleinen Kanus von dem kleinen Fluss in den Shire gekommen waren. Doch es dauerte immerhin drei Wochen voller harter Arbeit, bis sie das Ruderboot so weit über Land getragen hatten, dass sie es sicher zu Wasser lassen konnten.

Als sie schließlich ruhigere Gewässer erreichten, machten sie einen Tag Pause, jagten Tiere, um frisches Fleisch essen zu können, und bereiteten sich auf die nächste Etappe ihrer Reise vor.

Am nächsten Tag auf dem Fluss fahren zu können, war eine große Erleichterung von den Strapazen der

letzten Wochen. Das Wasser war seicht und obwohl sie hart rudern mussten, kamen sie schnell vorwärts. An den Stromschnellen hatten sie keine Anzeichen des Krieges gesehen. Doch an dem Tag, an dem sie die Hügel im Osten aufsteigen sahen, erblickten sie auch schwarzen Rauch, der in den silbrigen Himmel stieg. Da in diesem Gebiet nur Dschungel war, war es nicht sehr wahrscheinlich, dass das Feuer einfach so ausgebrochen war. Möglicherweise war dort ein Dorf angezündet worden.



In dieser Nacht lagerten sie in der Nähe eines Sumpfbereiches. »Kein Feuer heute«, ordnete Livingstone an. »Wir wollen keine Aufmerksamkeit erregen.«

Später, als alle nach den Moskitos schlügen, die ihnen keine Ruhe ließen, beschloss Chuma, ihren Plan zu verraten.

»Doktor Livingstone, wenn wir an den Njassasee kommen, sind wir dann nicht genau nördlich vom Schirwasee?«

»Fast, Chuma. Warum fragst du?«

»Wikatani und ich glauben, dass wir vielleicht sicher zum Schirwasee kommen können, wenn wir vom Norden her kommen, denn die Kämpfe finden ja südlich des Sees statt.«

Der Doktor schwieg einige Augenblicke, eine tiefe Falte grub sich auf seine Stirn, während er seinen Schnurrbart zwirbelte. »Es könnte möglich sein«, gab er schließlich zu. »Aber hier sind wir ziemlich genau westlich des Schirwasees und wir haben heute gesehen, wie ein Dorf niedergebrannt wurde. Das heißt, dass die Kämpfe nicht nur im Süden stattfinden. Aber warum fragst du?«

»Wir haben uns gefragt«, half Wikatani nun seinem Freund, »ob Sie, wenn Sie so weit in den Norden gekommen sind, vielleicht nach Süden gehen, um die Ajawa-Häuptlinge zu treffen.«

»Und Sie könnten uns helfen, unsere Familien zu finden«, fügte Chuma hinzu.

Livingstone stand auf und ging zum Ufer. Die Jungen wussten nicht, ob er ärgerlich war oder nicht. Schließlich kam er wieder zu ihnen zurück. »Ich hatte gehofft, dass ich diesen Krieg schnell beenden könnte, wenn ich mit den Ajawa-Häuptlingen spreche«, erklärte er. »Aber das hat nicht geklappt. Seit dieser Zeit bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass Gott eine größere Aufgabe für mich hat: Ich glaube, dass wir im Innern des Landes eine Missionsstation errichten müssen. Es ist der einzige Weg, um zu erreichen, dass dieser üble Sklavenhandel endlich aufhört ...«

»Aber Sie wollen doch auch den Krieg beenden. Oder?«, meinte Chuma.

»Ja, und ich würde immer noch alles dafür geben. Aber ich darf nicht nur kurzfristig denken. Ich weiß nicht, wie lange die Portugiesen zulassen werden, dass ich in diesem Teil Afrikas bleibe. Deswegen

müssen wir eine ständige Station weiter im Norden errichten – am Njassasee –, und die einzige Hoffnung, dorthinzugelangen, ist, einen Wasserweg vom Meer zu finden. Dann kann ich mit einem Dampfer mit Vorräten und Lebensmitteln in das Innere des Landes gelangen.«

Alle Träger hörten aufmerksam zu.

»Versteht ihr, so schrecklich dieser Stammeskrieg auch ist«, fuhr Livingstone fort, »mit einer Missionsstation kann man mehr erreichen. Der Bischof und andere, die genauso denken wie er, wollen den Menschen das Evangelium bringen. Das ist die Geschichte von Jesus Christus, Gottes Sohn. Jesus zeigte den Menschen einen neuen Weg, wie sie miteinander leben sollten. Er vergab seinen Feinden; er zeigte ihnen, dass alle Menschen – Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder, Schwarze und Weiße – von Gott geliebt sind. Und am wichtigsten ist der Tod Jesu. Er nahm die Strafe für unsere Sünden auf sich, damit wir alle mit Gott im Himmel ewig leben.«

Keiner sagte ein Wort. Darüber mussten sie nachdenken.

»Versteht ihr, die einzige Möglichkeit, Krieg und Sklaverei zu beenden, ist, das Herz der Menschen zu verändern. Wenn die Menschen das Evangelium glauben, beachten sie die Gebote Gottes und hören auf, gegeneinander zu kämpfen und Menschen als Sklaven zu verkaufen.«

Livingstone blickte Chuma und Wikatani freundlich an. »Es tut mir leid. Ich muss zuerst dieses Ziel verfolgen. Wir müssen zum Njassasee reisen, um den Fluss zum Meer zu finden. Dann können wir vielleicht versuchen, die Ajawa-Häuptlinge zu erreichen.«

Der Njassasee

Am Nachmittag des nächsten Tages kam ein Wind am Fluss auf, Livingstone setzte die Segel und so kamen sie noch schneller voran. Damit hatte auch die Ruderei ein Ende, welch eine Erleichterung! Chuma und Wikatani hatten nie zuvor ein Segelboot gesehen, geschweige denn waren sie mit einem gefahren. »Wir sind wie Könige. Wir haben unsichtbare Sklaven, die uns rudern«, grinste Chuma.

Drei weitere Tage gingen dahin; sie ruderten morgens, segelten nachmittags, bis sie – vier Wochen nachdem sie die Missionsstation verlassen hatten – an die Flussmündung kamen, wo der Fluss in den Njassasee floss. Der See war so groß, dass das Wasser bis zum Himmel zu reichen schien. Doktor Livingstone war noch erregter als die beiden Jungen; er schrieb das Datum des Tages in ein kleines Buch und las den Jungen vor: »Wir haben den Njassasee am zweiten September 1861 gefunden.«

Als die Reisenden ihr Boot an einer seichten Stelle an Land zogen, wurden sie von Hunderten von Afrikanern begrüßt, die noch nie in ihrem Leben Weiße gesehen hatten. Die Menschen waren sogar so neugierig, dass sie Livingstones Haut und sein ungewöhnliches, graues Haar befühlen wollten.

Die Leute waren freundlich und brachten ihnen eifrig Essen, sogar Fisch aus dem See. Sie sprachen jedoch keine der Sprachen, die die Reisenden hätten verstehen können, daher war eine Unterhaltung sehr schwierig. Chuma und Wikatani wurden aber sehr beeindruckt von dem Talent des Doktors, neue

Sprachen zu lernen. Bevor der Abend hereinbrach, konnte er ein paar Dutzend Wörter, die er zu einfachen Sätzen zusammensetzte, was ihm des Öfteren einen Lacherfolg bei den Eingeborenen einbrachte.

Jeden Tag fuhren sie ein Stück weiter auf dem großen See nach Norden und verbrachten die Nächte jeweils in einem Dorf am Ufer. Sobald Livingstone mit den Menschen sprechen konnte, fing er an, ihnen von Jesus zu erzählen, der der Sohn Gottes war, der auf die Erde gekommen war, um allen Menschen von der Liebe und der Vergebung Gottes zu berichten. Die Menschen hörten ihm aufmerksam zu, aber nur wenige reagierten. »Das ist schon in Ordnung«, sagte der Doktor. »Ich habe einen Samen gesät.«

Bei jedem Halt fragte Livingstone außerdem, ob es einen Fluss gäbe, der nach Osten aus dem See floss. Doch jeder, den er fragte, gab ihm eine andere Antwort. Ein Mann erklärte, dass sie auf einem solchen Fluss den See verlassen könnten, der nächste sagte, das wäre unmöglich und sie müssten erst fünfzig oder sogar hundert Kilometer über Land gehen, bevor sie an einen solchen Fluss kämen.

»Wir werden es uns selbst ansehen müssen«, meinte Livingstone dazu nur.

Doch als sie weiter am Ufer des großen Sees entlangfuhren, stießen sie bald auf Unruhen. Eines Nachts kamen Diebe in ihr Lager und stahlen beinahe alle ihre Vorräte. Das Schlimmste war, dass sie sogar ihre Lebensmittel und Handelswaren mitnahmen. Die Handelswaren waren wichtig für sie, weil sie damit den Stämmen zeigen konnten, dass sie ihnen freundlich gesinnt waren. Erst dann durften sie durch ihr Gebiet reisen.

Am nächsten Abend empfing sie niemand, als sie an Land gingen. Sie machten sich auf den Weg durch den Dschungel und fanden ein völlig niedergebranntes Dorf. Leichen lagen auf den Wegen. »Noch mehr Stammeskämpfe«, murmelte Livingstone und durchsuchte die Ruinen. »Ich wette, dass auch dahinter die Sklavenhändler stehen.«

Wieder einmal bestanden die Träger darauf, dass sie diesen Ort des Todes verließen; sie ruderten im Mondlicht, bis sie einen einsamen Strand entdeckten, an dem sie das Boot an Land zogen.

Doch sie waren kaum ausgestiegen, als eine Gruppe von Kriegern in voller Kriegsbemalung aus dem Dschungel auf sie zurannte und grimmig die Speere schwang. »Mazitu!«, rief einer der Träger ängstlich. Als die Krieger näher kamen, hoben die Träger sofort ihre Gewehre. Da sie nichts zum Handeln hatten, war Chuma davon überzeugt, dass sie die Gewehre auch einsetzen mussten, wenn sie verhindern wollten, dass alle starben.

»Wartet!«, befahl Livingstone. In letzter Minute rollte er seine Ärmel hoch und öffnete sein Hemd. Er zeigte ihnen die Blässe seiner Haut, die nicht der Sonne ausgesetzt war. Im Mondlicht sah seine Haut richtig durchsichtig und geisterhaft aus. Die Krieger blieben stehen. Vorsichtig machte einer einen Schritt vorwärts mit seinem ausgestreckten Speer. Er stach leicht mit der Spitze an Livingstones Brust und zog den Speer langsam nach unten. Die feine Blutspur, die er damit hinterließ, sah in diesem fahlen Licht beinahe schwarz aus, nicht rot.

Plötzlich stießen die Krieger einen angsterfüll-



ten Schrei aus, drehten sich um und flohen in den Dschungel.

Ganz erstaunt starrte die kleine Gruppe in den dunklen Dschungel, in den die furchterregenden Krieger verschwunden waren.

Einer der Träger brach schließlich das Schweigen. »Wir müssen zusehen, dass wir weiterkommen!«, erklärte er. »Wir haben weder etwas zu essen noch irgendetwas, mit dem wir handeln könnten. Die nächsten Krieger erschrecken sich vielleicht nicht so leicht. Es wird Zeit, dass wir umkehren.«

»Ja, ja. Wir müssen umkehren«, stimmten die anderen zu.

Doch Livingstone protestierte und so entstand ein kleiner Streit. Schließlich gelang es ihm, die Männer

zu überzeugen, noch einen Tag weiterzureisen in der Hoffnung, das Kriegsgebiet zu verlassen.

In dieser Nacht stellten sie, wie es ihnen zur Gewohnheit geworden war, Wachen auf. Chuma war diesmal mit Doktor Livingstone zusammen an der Reihe. Da sie ihr Lager am offenen Strand aufgeschlagen hatten, konnte sich niemand nähern, ohne dass sie ihn sahen. Daher brauchten die Wachen nicht umherzulaufen, sondern nur auf die Zelte zu achten. Chuma und der Doktor wählten eine kleine Anhöhe als Posten und setzten sich dorthin.

Als alles still war, sagte Chuma: »Doktor, ich möchte ein Christ werden wie Sie und Ihrem Gott nachfolgen.«

»Das ist schön, Chuma. Aber sag mir, warum willst du das?«

»Sie hätten heute Abend befehlen können, dass diese Krieger erschossen werden sollten, aber Gott hat Ihnen den Mut gegeben, anders zu handeln.«

»Ja, das hat er, Chuma. Aber was wäre, wenn ich den Mut nicht gehabt hätte?«

Chuma dachte einen Augenblick nach. »Ich glaube trotzdem, dass Sie etwas *Gutes* tun wollten. Ich glaube, Sie lieben das afrikanische Volk wirklich.«

»Warum glaubst du, dass ich die Afrikaner liebe?«

»Weil Sie Gott lieben, und Gott liebt alle Menschen. Deshalb hat er seinen Sohn Jesus Christus geschickt, damit der für uns starb.« Chuma grinste, als ihm klar wurde, dass er genau die Worte des Bischofs und des Doktors wiederholte.

»Das stimmt, Chuma. Und das darfst du nie vergessen. Auch wenn ich versage und etwas Falsches tue,

Jesus hat nie versagt. Vertraue ihm, nicht dem, was andere Menschen sagen.«

Sie lauschten dem Plätschern der Wellen, die leise an den Strand schlugen. Dann fragte Chuma: »Aber wie werde ich ein Christ?«

»Du weißt, dass wir alle Sünder sind. Und das ist mehr, als nur gelegentlich einmal etwas Schlimmes zu tun wie lügen oder stehlen. Auch wenn wir versuchen, nur Gutes zu tun, schaffen wir es nicht – und machen manche Dinge noch viel schlimmer, als sie schon sind, und Menschen werden dadurch verletzt. Deshalb brauchen wir jemanden, der uns von dieser Schuld erlöst.«

»Das weiß ich. Und genau das will ich. Ich will, dass Jesus mich erlöst. Aber wie?«

»In der Bibel steht: ›So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben.‹ Glaubst du das, Chuma? Willst du Jesus dein Leben geben?«

»Ja.«

Sie sprachen noch eine Weile, dann betete Chuma. Am nächsten Morgen, bevor sie aufbrachen, taufte Doktor Livingstone Chuma in dem See, während die anderen zuschauten.

* * *

Als die Gruppe an diesem Abend ihr Lager aufschlagen wollte, trafen sie auf einen Volksstamm, der sie auslachte. Man dachte, dass sie vor den Mazitu flohen. Aus irgendeinem Grund – Chuma fand nie heraus, warum – begann ein Gerangel zwischen den Trägern und den Dorfbewohnern, das bald zu einem

Kampf mit Stöcken führte. Livingstone versuchte alles, um sie zu beruhigen, und schließlich gaben die Eingeborenen nach. Die Reisenden suchten sich einen Lagerplatz, aber sie beschlossen, nicht bei dem Feuer zu schlafen. Stattdessen bastelten sie Puppen aus trockenem Gras, die aussahen wie schlafende Menschen, und legten sich selbst in die Nähe hinter die Bäume. Wieder stellten sie Wachen auf, die das Lager bewachen sollten.

Mitten in der Nacht schlichen Krieger in das Lager und stießen ihre Speere in die vermeintlichen Menschen. Als sie entdeckten, dass sie getäuscht worden waren, rannten sie weg, denn sie dachten, dieser Trick wäre eine Falle.

Die nicht endenden Schwierigkeiten und die ständige Bedrohung durch Krieger waren zu viel für die Träger. »Wir müssen nach Hause«, riefen alle zusammen am nächsten Morgen. »Wenn wir nicht umkehren, werden wir sterben.«

Widerstrebend stimmte Livingstone zu. Sie waren beinahe dreihundert Kilometer am Ufer des Sees entlangefahren, doch noch immer schien das Wasser im Norden bis zum Himmel zu reichen. Sie hatten auch noch keinen Fluss entdeckt, der nach Osten ins Meer floss ... auf der anderen Seite hatten sie aber auch noch nicht bewiesen, dass es einen solchen Fluss nicht gab.

Als sie auf dem See zurücksegelten, bemerkte Chuma, dass der Doktor sehr schweigsam war. Sicher war er entmutigt. Es machte Chuma traurig, ihn so zu sehen. Sie waren schon so weit gekommen – für nichts! Je mehr der Doktor davon gesprochen hatte, dass er einen Fluss finden wollte, der ins Meer mündete,

um eine Missionsstation zu gründen, desto mehr hatte der Junge ihm dabei helfen wollen. Wie Livingstone freute sich Chuma, wenn sie an einem Tag ein gutes Stück vorwärtsgekommen waren oder von den Eingeborenen freundlich empfangen wurden, und genauso war er traurig, wenn etwas schiefging.

Chuma dachte lange nach. Im letzten Sommer noch war er Schafhirte gewesen. Jetzt reiste er mit dem weißen Doktor, der die üblen Machenschaften der Sklavenhändler beenden wollte. Er verstand nicht alles, was der Doktor sagte, aber er wusste, dass es Livingstones Ziel war, dass alle Stämme friedlich miteinander lebten. Er war ein guter Mensch. Chuma war nur ein Junge ... aber er wollte Livingstone helfen.

Als sie nach Süden fuhren, mieden sie die Gebiete, in denen sie auf dem Hinweg auf Schwierigkeiten gestoßen waren. Doch dann kam ein neues Problem: das Wetter. Eines Morgens sagte Wikatani: »Heute wird ein großer Sturm aufkommen. Wir dürfen nicht hinausfahren.«

Alle blickten in den Himmel und fragten sich, woher er das wissen wollte. Obwohl einige Wolkenfäden über den Himmel zogen, schien die Sonne so heiß wie immer und der Tag schien sich nicht von den anderen Tagen zu unterscheiden. Nur der Wind war ein klein wenig leichter als sonst. »Wie kommst du darauf?«, lachte Livingstone. »Es ist ein wunderschöner Tag.« Er packte weiter alle Sachen zusammen und machte das Boot startklar.

Chuma wusste, dass Wikatani schon oft mit seinem Vater auf dem Schirwasee gewesen war. Er kannte

sich wahrscheinlich besser mit dem Wetter aus als jeder andere in der Gruppe. Doch selbst Chuma dachte, dass sein Freund sich diesmal irrte.

»Es kommt jetzt die stürmische Jahreszeit«, beharrte Wikatani. »Heute noch gibt es Sturm und er wird so stark sein, dass unser Boot sinken könnte.« Der Junge hatte wirklich Angst und zuerst weigerte er sich sogar, mit in das Boot zu steigen, als alle eingestiegen waren und das Boot vom Ufer weggeschoben hatten.

Nach ein paar Metern rief Doktor Livingstone zurück: »Komm schon, Wikatani. Wir wollen dich nicht hier zurücklassen, aber wir werden heute segeln. Komm her.«

Mit ängstlichen Augen watete Wikatani zum Boot und stieg zögernd ein. Er blickte immer wieder zum Himmel, als er sich auf den Boden setzte.

Sie segelten fast zwei Stunden lang mit einer frischen Brise und unter sonnigem Himmel, als plötzlich der Wind auffrischte. In Minutenschnelle war daraus ein Sturm geworden. Die Wellen schlugen hoch und warfen das kleine Boot hin und her, direkt auf die Felsen am Ufer zu. Livingstone und die Jungen zogen sofort das Segel ein und die Männer begannen mit aller Kraft zu rudern. Doch der Wind trieb sie weiter auf die felsige Küste zu. Schließlich befahl Livingstone: »Anker los! Das ist die einzige Möglichkeit, uns von diesen Felsen fernzuhalten.«

Doch durch den Anker bewegte sich das Boot nicht mehr von der Stelle und so schlugen die Wellen über die Seitenwände und füllten es mit Wasser, bis es zu sinken drohte. Jeder versuchte, das Wasser wieder nach draußen zu schaufeln. Chuma und Wikatani



hatten nichts, womit sie das Wasser hätten schöpfen können, also nahmen sie ihre Hände. Stunde um Stunde kämpfte die kleine Mannschaft, um das Boot über Wasser zu halten. Oftmals klammerte sich Chuma voller Angst an eine Seite des Bootes, er war sich sicher, dass es irgendwann umkippte oder sank und sie alle ertrinken würden.

Doch sechs Stunden später ließ der Wind schließlich

etwas nach, die Männer ruderten langsam von den gefährlichen Felsen weg und ließen das Boot auf einen Sandstreifen auflaufen.

Von da an hörte Livingstone auf Wikatanis Ratsschläge, wenn er sagte, es würde Wind aufkommen. Nun mussten sie jedoch viele qualvolle Tage am Ufer warten, bis die Wellen nicht mehr so hochschlugen und der Sturm vorbei war. Doch Chumas Ansicht nach war das immer noch besser, als in der schaukelnden Nusschale auf das Ende zu warten.

Am 26. Oktober kamen sie wieder am südlichen Rand des Sees an. An diesem Abend saßen sie alle erschöpft und niedergeschlagen um das Feuer. Schließlich sagte Wikatani: »Doktor, können wir jetzt nicht doch versuchen, nach Süden zum Schirwasee zu gehen?«

In der Stille, die nun folgte, richteten alle ihre Augen auf den Doktor. Der sagte endlich: »Nun gut. Morgen werden wir einen Platz suchen, an dem wir das Boot verstecken können, und dann gehen wir zu Fuß weiter.«

Doch am nächsten Morgen wachten der Doktor und die Jungen auf und standen vor einer neuen Überraschung: Während der Nacht hatten alle Träger das Lager verlassen.

Zu Hause

Was sollen wir jetzt tun?«, fragte Chuma mutlos.

»Nun, wir können immer noch allein das Boot segeln«, meinte der Doktor. »Selbst ein Mann kann es allein segeln.«

»Aber Sie haben doch gesagt, dass wir zum Schirwasee gehen würden«, sagte Wikatani.

Livingstone lachte kurz auf. »Das wäre zu gefährlich ohne Träger. Sie haben die Gewehre mitgenommen. Was tun wir denn, wenn wir angegriffen werden?«

»Aber Doktor, Sie haben gesagt, dass Sie sowieso keine Gewehre benutzen wollen«, protestierte Chuma.

»Das will ich auch nicht, aber es empfiehlt sich nie, angesichts einer Gefahr als schwach dazustehen.«

»Wird Gott uns nicht beschützen, wenn wir seinem Willen entsprechend handeln?«, fragte Chuma ernst.

Der Doktor drehte sich von den Jungen weg und blickte nach Norden, wo der See im schimmernden Morgenlicht lag. Als er sich wieder umdrehte, seufzte er tief. »Ich weiß nicht, wie Gottes Willen für unser Leben aussieht«, gestand er und zwirbelte die Enden seines Schnurrbarts. »Ich war so sicher, dass ... aber es geht immer alles schief.«

Er stand auf und machte sich daran, ein Feuer aufzuschichten. Als es gemütlich zu knistern begann, drehte er sich wieder zu den Jungen um. »Ich glaube, es gibt immer noch etwas, was wir tun können.« Er sah ins Feuer und schob einen Zweig mit dem Fuß

zurecht. »Ich sollte euch Jungen auf jeden Fall nach Hause bringen. Ihr habt euer Leben für mich eingesetzt und auch wenn ich nicht fähig bin, ganz Afrika vor diesen üblen Sklavenhändlern zu bewahren, kann ich zumindest meine Schuld an euch begleichen. Lasst uns gehen.«

Die Jungen waren außer sich vor Freude. Aber zuerst ruderten sie das Boot einen kleinen Flusslauf aufwärts, bis sie in Sumpfland kamen, wo sie es im hohen Gras versteckten.

»Wir lassen es hier«, sagte Livingstone. »Dort wird man es nie finden, es sei denn, jemand kennt das Versteck oder stößt zufällig darauf. Vielleicht komme ich nicht wieder hierher zurück, um den Njassasee zu erforschen. Aber wenn doch, werde ich zumindest ein Boot haben.« Und auf seinem ernsthaften, faltigen Gesicht machte sich ein Lächeln breit.

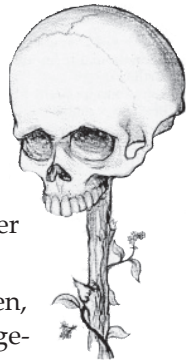
Dann wateten der Doktor und die beiden Jungen aus dem sumpfigen Landstück und machten sich auf den Weg nach Süden.

* * *

Drei Tage später bei Sonnenuntergang kamen sie über einen Hügel und sahen in der Ferne das Schimmern des Schirwasees. Das Land hier war weiträumig – Hügel, Wälder und offene Weideflächen.

Die drei Wanderer waren hungrig und von dem Marsch völlig erschöpft. Auf dem Weg waren sie immer wieder anderen Menschen ausgewichen und hatten einen Bogen um die Dörfer gemacht. Sie wollten ihr Kommen nicht bekannt machen. Das bedeutete jedoch auch, dass sie keine Möglichkeit mehr hatten, an Essen heranzukommen, außer dem, was sie auf dem Weg fanden.

Das Land nördlich des Schirwasees war vom Krieg nicht verschont geblieben. Von Weitem hatten sie ausgebrannte Dörfer gesehen und oft trafen sie auf Warnungen, die am Wegrand aufgestellt waren: Speere waren mit Schädeln auf der Spitze in den Boden gerammt worden.



Doch als sie in der Ferne den See erblickten, fragte Chuma: »Können wir nicht weitergehen, damit wir heute Abend noch ankommen?«

Livingstone ließ seinen Blick über das Land schweifen und sah dann nach dem Stand der Sonne. »Der See ist immer noch einige Kilometer weit entfernt. Wo liegt euer Dorf?«

»Direkt am See, auf der Westseite«, antwortete Wikatani.

»Der See ist recht groß; es dauert sicher eine Weile, bis wir dort sind. Ich meine, wir sollten bis morgen früh warten.«

Obwohl die Jungen sehr enttäuscht waren, sahen sie doch ein, dass es vernünftiger war. Sie wussten, der Doktor war müde und hatte bereits das Risiko auf sich genommen, sie so weit zu begleiten. Doch als sie ihr Lager aufschlugen, konnten Chuma und Wikatani kaum schlafen.

»Was glaubst du, sind unsere Schafe alle zum Dorf zurückgegangen?«, flüsterte Chuma, als sie nebeneinanderlagen und in die Sterne blickten.

»Unsere Schafe? Die sind viel zu dumm. Wenn nicht jemand sie geholt hat, sind sie wahrscheinlich auf und davon.«

»Glaubst du, dass unsere Familien meinen, dass wir tot sind?«

»Bestimmt«, meinte Wikatani. »Die werden überrascht sein, wenn wir plötzlich wieder auftauchen!«

»Ich werde meiner Mutter sagen, dass sie ein großes Fest für Doktor Livingstone veranstalten soll.« Chuma hörte, wie der Mann leise neben ihnen schnarchte.

»Vielleicht bestimmt mein Vater einige Männer, die seine neuen Träger sein können«, sagte Wikatani.

In ihrer Aufregung verdrängten die Jungen die Befürchtung, dass die Manganja wirklich *alle* Dörfer um den Schirwasee verbrannt und alle Ajawa getötet haben könnten.

Endlich schliefen auch sie ein. Doch am nächsten Morgen waren sie früh auf den Beinen und mit dem Doktor zusammen legten sie die Entfernung zum Seeufer zurück, als es noch relativ kühl war.

»Schaut«, schrie Wikatani. »Das ist unser Dorf, dort auf der gegenüberliegenden Seite. Seht ihr den Sandstreifen und die Rauchwolken, die aus den Schornsteinen aufsteigen? Meine Mutter backt wahrscheinlich schon das Brot für das Frühstück.«

Mehrere Male musste der Doktor den Jungen sagen, dass sie langsamer gehen sollten, während sie um den See liefen. Nach etwa fünf Kilometern erzählte Chuma, dass sie nun auf dem Weg waren, den sie meistens gingen, wenn sie die Schafe zur Weide brachten.

Eine Viertelstunde später sagte er zu dem Doktor: »Genau hier haben die Roten Kappen uns gefangen.«

»Sie haben mich gefesselt«, fuhr Wikatani fort, »und einen Manganja-Speer zerbrochen und eines unserer Schafe erschossen.«

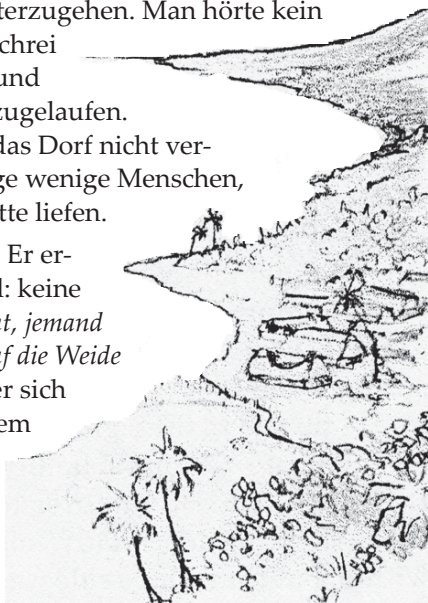
»Und ich bin hingerannt, um Wikatani zu helfen«, sagte Chuma. »Doch da erwartete mich ein anderer von den Roten Kappen mit einem Gewehr.«

Einige Minuten später, als die Jungen ihr Dorf erblickten, begannen sie loszulaufen. Chuma war nur wenige Schritte hinter Wikatani, als dieser plötzlich stehen blieb. Chuma rannte an ihm vorbei und schaute über die Schulter zurück. Doch Wikatani sah nur mit eigentümlicher Miene nach vorn. Chuma verlangsamte daher auch seinen Schritt, als er unten am Hügel das Dorf erblickte.

Etwas stimmte nicht. Es lagen keine Kanus am Strand. Einige der Häuser waren niedergerissen, andere verbrannt. Chuma schob den Schrecken beiseite und zwang sich, weiterzugehen. Man hörte kein fröhliches Kindergeschrei und Spielen. Kein Hund kam bellend auf sie zugelaufen.

Doch trotzdem war das Dorf nicht verlassen. Man sah einige wenige Menschen, die von Hütte zu Hütte liefen.

Wieder rannte er los. Er erreichte den Schafstall: keine Schafe. *Natürlich nicht, jemand anders ist mit ihnen auf die Weide gegangen*, beruhigte er sich selbst. Direkt nach dem ersten Haus blickte er sich um. Das Strohdach war



eingedrückt. In der Tür des nächsten Hauses saß eine fremde Frau. *Wer ist das? Ich kenne alle meine Nachbarn. Ich kenne jeden im Dorf*, dachte er, *vielleicht ist sie zu Besuch hier*. Das Haus seiner Eltern stand direkt daneben, doch als Chuma davorstand, erblickte er nur einen ausgebrannten Schutthaufen. Die Hälfte einer Lehmwand stand noch und einige verkohlte Dachbalken lehnten noch unordentlich dagegen. Es sah aus wie Treibholz nach einer Springflut.

Er sah nach rechts und nach links. Das einzige Gebäude von Chumas Eltern, das noch stand, war das Vorratsgebäude. Er rannte hinüber, denn er dachte, seine Familie hätte vielleicht dort Unterschlupf gesucht, doch es war alles leer. Nicht einmal ein Maiskörnchen war noch übrig geblieben.

»Mutter! Vater!«, schrie Chuma. »Mutter, wo seid ihr alle?« Er rannte zu dem nächsten Haus – es war nur eine Hütte, aber auch sie war verlassen. Er rannte von Haus zu Haus. Alles war stark zerstört; viele Häuser waren bis auf die Grundmauern abgebrannt.

Panik machte sich in ihm breit. Er lief hinter einem alten Mütterchen her – endlich jemand, den er kannte! Er erreichte sie und sie drehte sich zu ihm um. »Wo ist meine Mutter?«, fragte er. Doch die alte Frau sagte kein Wort. Sie starrte ihn nur an, als ob er ein Gespenst wäre.

Er rannte zur anderen Seite des Dorfes, wo Wikatani wohnte. Als er sich näherte, sah er erleichtert, dass das Haus noch stand und dass Menschen dort waren. Wikatani stand draußen und sprach mit jemandem, der in der Tür stand.

»Wo ist meine Familie?«, fragte Chuma beharrlich, während er sich zu Wikatani stellte.

Wikatani drehte sich mit schreckverzerrtem Gesicht zu ihm um. »Sie sind tot. Fast alle sind tot!« Seine Stimme war nur noch ein hohles Flüstern.

»Nein, das kann nicht sein. Wer sind alle diese Leute?« Chuma drängte eine Frau beiseite, die im Hauseingang stand. Er blickte sich um. Es waren noch mehr im Innern der dunklen Hütte, doch er erkannte niemanden. »Wer sind alle diese Leute?«, fragte er noch einmal, als er wieder in das blendende Sonnenlicht trat.

»Sie behaupten, sie seien meine Cousins«, sagte Wikatani. »Sie kommen aus einem anderen Dorf, das hinter den Hügeln liegt.« Er zeigte mit dem Finger nach Norden.

»Aber was ist passiert?«

Die Jungen sahen sich schweigend an. Schließlich fing die Frau an der Tür an zu sprechen. »Die Ajawa haben viele Siege errungen, doch dann wendete sich das Blatt und die Manganja eroberten dieses Dorf. Viele Krieger aus unserem Dorf hinter den Hügeln kamen, um zu helfen, aber es war zu spät.«

Wikatani setzte sich in den Staub und begann, sich nach hinten und nach vorne zu wiegen und leise zu trauern. Chuma stand nur da. Er wusste, dass im Krieg Menschen getötet werden, aber er hatte nie daran gedacht, dass auch seine Familie sterben könnte, selbst wenn der Manganja-Krieger gesagt hatte, dass alle Dörfer um den Schirwasee besiegt worden waren.

»Aber es sind nicht alle tot«, sagte die Frau und legte Wikatani eine Hand auf die Schulter. »Dein kleiner Bruder ist noch am Leben.«

Zuerst schien es, als hätte Wikatani gar nichts gehört. Dann blickte er langsam auf und sagte: »Was?«

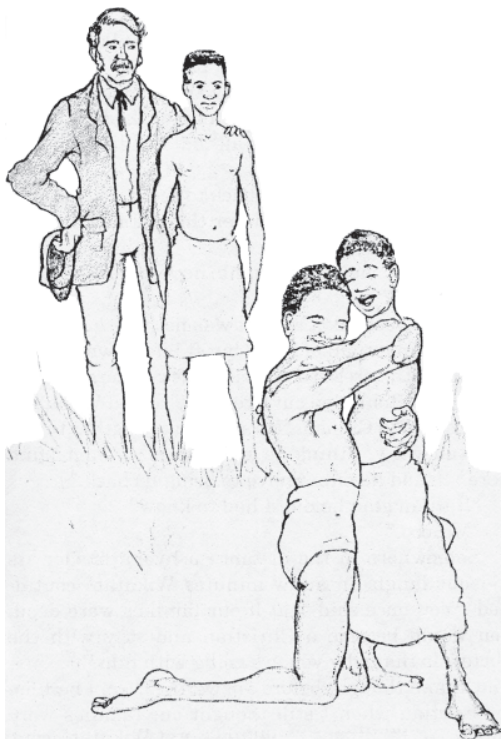
»Ich sagte, dein kleiner Bruder ist noch am Leben.«

»Wo?«

»Er ist bei deinem Onkel, unten am See.«

Wikatani sprang auf und rannte hinunter zum Wasser. Chuma folgte ihm langsam, er ging wie im Traum. Plötzlich war Doktor Livingstone an seiner Seite. Der weiße Mann legte ihm einen Arm um die Schulter und zog ihn an sich heran.

Am See angekommen, standen Chuma und der Doktor etwas entfernt, während Wikatani und sein kleiner Bruder einander umarmten und weinten. Sie standen schweigend da. Schließlich sagte der Doktor:
»Du weißt, Chuma, du kannst mit mir kommen.«



An diesem Abend gingen die Jungen noch ein Stück am See spazieren, bevor sie sich schlafen legten. Sie gingen den Weg, den sie mit den Schafen genommen hatten, und blieben an dem Punkt stehen, wo sie gefangen worden waren. Sie setzten sich in den Sand und dachten über all das nach, was seitdem in den letzten Monaten geschehen war.

»Chuma, wenn du zu der Missionsstation zurückkehrst, versuche wieder mit Dauma zu sprechen. Sag ihr, dass ich nie vergessen werde, wie nett sie zu uns gewesen ist.«

»Ohne sie wären wir wahrscheinlich getötet worden«, stimmte Chuma zu.

Kurz darauf ging der Mond auf. Es war nur eine schmale Sichel, aber durch das Licht schimmerte das schwarze Wasser des Sees hell.

»Der Doktor hat uns auch das Leben gerettet«, fügte Wikatani hinzu.

»Ja«, meinte Chuma. »Er war wie ein Vater zu uns.«

»Weißt du, ich glaube, er wusste, was wir hier vorfinden würden ... und er hätte uns nicht zurückbringen müssen.«

»Aber ich bin froh, dass er es getan hat. Ich musste es einfach wissen.«

»Ich auch.«

Irgendwo in der Ferne heulte eine Hyäne. Einige Minuten später sprach Wikatani weiter. »Du hast einmal gesagt, wenn unsere Familien tot wären, würdest du ein Christ werden und bei dem Doktor bleiben. Gehst du deshalb mit ihm?«

Chuma dachte nach, bevor er antwortete. »Nein. Ich bin Christ geworden, als ich noch dachte, unsere Fa-

milien wären in Sicherheit ... und ich würde auch Christ bleiben, wenn der Doktor mir nicht angeboten hätte, mit ihm zu gehen.«

»Doch. Das glaube ich auch. Und ich glaube auch an Jesus. Meinst du, er würde mich taufen, bevor ihr geht?«

Chuma lächelte seinen Freund an. »Natürlich! Frag ihn – gleich morgen früh!«

»Aber ich wünschte, ich könnte dem Doktor auch helfen«, meinte Wikatani sehnsüchtig. »Er tut wirklich so viel Gutes, auch wenn er selbst es nicht sehen kann.«

»Das stimmt«, sagte Chuma. »Wie sonst hätten wir von Jesus erfahren sollen? Es musste jemand kommen und uns von ihm erzählen.«

Eine leichte Brise verwandelte den silbrigen Streifen auf dem Wasser in glitzernde Diamanten. Wieder war es Wikatani, der das Schweigen brach. »Ich wünschte, ich könnte mit euch gehen.«

»Ich auch. Aber du musst dich um deinen Bruder kümmern und wir wollen doch auch nicht, dass unser Dorf ausstirbt.«

»Nein, natürlich nicht.« Dann drehte sich Wikatani zu Chuma um. »Du verlässt den Doktor nicht, wie es die Träger getan haben. Versprich es mir!«

Chuma griff Wikatanis Handgelenk und sein Freund fasste Chumas Handgelenk zum Zeichen der Freundschaft.

»Solange Gott mir die Kraft und den Mut dazu gibt, werde ich bei Doktor Livingstone bleiben und ihm bei seiner Arbeit helfen«, versprach Chuma. »Du kannst dich auf mich verlassen.«

Nachwort

Chuma blieb noch sieben Jahre lang in der Missionsstation bei Doktor Livingstone und erforschte mit ihm das Landesinnere Afrikas. Als der Doktor dann an einer Krankheit starb, balsamierten Chuma und andere Helfer seinen Körper ein, sodass er nicht verweste. Dann brachten sie ihn durch ganz Afrika bis zur Küste, von wo aus er mit einem Schiff nach England zur Beerdigung überführt wurde.

Chuma wurde aufgefordert, in England die Geschichte von Livingstones Leben zu erzählen und Vorträge über ihn zu halten.

Obwohl Livingstone nie die Früchte seiner Arbeit sehen konnte, öffnete er mit seinen Anstrengungen den Weg für Hunderte von Missionaren, die nach Zentralafrika kommen und Missionsstationen errichten konnten. Eine der wichtigsten entstand am Njassasee und bekam den Namen Livingstonia. Und innerhalb von fünfzehn Jahren nach seinem Tod wurde durch seinen Einfluss der Sklavenhandel in Zentralafrika zu einem Ende gebracht.

Mehr über David Livingstone

David Livingstone wurde am 19. März 1813 auf einer Insel vor Schottland geboren. Er wuchs in einem christlichen Elternhaus auf, sein Vater war Teehändler.

Nachdem er 1840 sein Examen in Medizin an der Universität Glasgow abgelegt hatte, hörte er zum ersten Mal von der Londoner Missionsgesellschaft. Mit der Unterstützung dieser Gesellschaft ging er 1841 nach Südafrika. Er reiste zehn Wochen lang mit einem Ochsenkarren nach Norden. Doch was er sah, erschütterte ihn. Die Menschen in den Missionsstationen, die er besuchte, waren mehr daran interessiert, bequeme, britische Außenstellen zu errichten, als sich für die Leute im Inneren des Landes einzusetzen. Er erlebte außerdem, dass einige der Missionare rassistisch und damit gegen die Menschen eingestellt waren, die sie mit der Botschaft des Evangeliums erreichen sollten. Sie glaubten nicht, dass die Afrikaner zu mehr als zu Dienern im Haus und zu Sklaven auf den Feldern taugten.

Dass Livingstone sich über solche Machenschaften bei der Missionsgesellschaft in England beschwerte, trug ihm das Missfallen einiger Missionare ein und man verweigerte ihm mehrere Jahre lang die Erlaubnis, eine Missionsreise durchzuführen. Aus diesem Grund verbrachte er seine Zeit damit, so viel wie möglich über Afrika und die Menschen dort zu erfahren. Er war überzeugt davon: Wenn englische Missionare eine Missionsstation gründeten, sollten sie die Afrikaner, die zum christlichen Glauben übergetreten waren, dazu anleiten, diese Station so bald wie möglich selbst zu übernehmen. Schnell beherrschte er einige afrikanische Sprachen und lernte die Sitten und Gebräuche der Menschen.

Bei einem kurzen Ausflug in den Busch wurde Livingstone von einem Löwen angefallen und ernsthaft verwundet. Es dauerte Monate, bis er sich wieder erholt hatte, und die Verletzungen an seiner Schulter beeinträchtigten ihn für den Rest seines Lebens. Während er sich erholte, lernte er jedoch Mary Moffat kennen, die Tochter von Doktor Robert Moffat, einem Bibelübersetzer und Missionsdirektor.

Kurz nachdem sie 1844 geheiratet hatten, machten sich Livingstone und seine Frau wieder auf den Weg, um eine neue Missionsstation an der Grenze zu errichten. Von dort aus wollte Livingstone Reisen ins Innere Afrikas unternehmen, um die Menschen an den verschiedensten Stellen zu erreichen.

Er unternahm drei dramatische Expeditionsreisen.

Die erste ging nach Norden durch den östlichen Teil der Kalahari-Wüste und dann nach Westen; 1849 war Livingstone damit der erste Weiße, der den Ngamisee gesehen hatte. Von dort aus ging er zum Fluss Sambesi, den er 1851 erreichte.

Im Laufe der Zeit entdeckte er, dass er kein rechter Evangelist war, sondern dass seine Stärke eher darin lag, Gebiete zu erforschen und erschließen, damit Missionare ihm folgen konnten. Zwischen 1853 und 1856 machte er eine höchst aufsehenerregende Reise quer durch Afrika den Sambesi hinunter bis zu den Viktoriafällen und dann weiter bis zur Ostküste.

Auf seiner ersten Reise sah er auch die schrecklichen Machenschaften der Sklavenhändler. Als er 1856 nach England zurückkehrte, wurde er von der Royal Geographic Society als ein großer Forschungsreisender geehrt und von der Regierung beauftragt, als britischer Konsul wieder nach Afrika zu gehen.

Er ging nach Afrika zurück und unternahm seine zweite Expeditionsreise. Er startete am Sambesi mit einem Boot. Er wollte christliche Missionsstationen errichten, um damit unter anderem dem Sklavenhandel Einhalt zu gebieten. Dieser Teil seines Lebens ist Inhalt unserer Geschichte.

Obwohl die Geschichte sehr vereinfacht dargestellt ist, folgt sie doch den Ereignissen der Sambesi-Expedition mit folgenden Ausnahmen:

1. Es ist erfunden, dass Chuma und Wikatani den Roten Kapfen als Köder dienten, um einen Stammeskrieg zu entfachen.

2. Es waren mindestens zwei befreite Sklaven, die Livingstone begleiteten, als er mit den Ajawa-Häuptlingen sprechen und den Njassasee erforschen wollte. Sie sind jedoch nicht mit Namen bekannt.

3. Die Rettung Livingstones am Shire ist erfunden, obwohl er ein ähnliches Erlebnis hatte, als er den Sambesi herunterkam.

4. Chuma und Wikatani kehrten ganze fünf Jahre nicht nach Hause zurück. Damit die Geschichte nicht zu langatmig wurde, haben wir diese Zeit zusammengefasst. Was in der Zwischenzeit jedoch wirklich geschah, war, dass Livingstones zweite Expeditionsreise ein tragisches Ende hatte.

Seine Frau wie auch die Frau des Bischofs Mackenzie und einige andere Frauen waren gekommen, um ihre Männer in der Missionsstation zu besuchen. Als Livingstone noch unterwegs war, um den Njassasee zu erforschen, machte der Bischof eine Bootsfahrt, auf die er dummerweise fast alle Medikamente der Missionsstation mitnahm. Das Kanu kenterte und alle Medikamente waren weg. Als Livingstone dann zurückkam,

hatten alle so schlimm Malaria, dass der Bischof und alle Frauen einschließlich Mary Moffat Livingstone starben.

Kurz darauf, als er noch mitten in seiner Trauer war, bekam Livingstone eine Nachricht, die gar nicht für ihn bestimmt gewesen war und in der klar stand, dass die Portugiesen in den Sklavenhandel verwickelt waren. Er sandte dieses Beweisstück nach England in der Hoffnung, dass die Regierung internationalen Druck auf Portugal ausüben würde, damit der Sklavenhandel aufhörte. Es war England jedoch wichtiger, die guten Beziehungen zu Portugal aufrechtzuerhalten, als dem Verbündeten Unannehmlichkeiten zu bereiten, indem man Portugals Verletzung der Verträge bekannt machte. Um weitere »Zwischenfälle« dieser Art zu vermeiden, befahl man Livingstone, Afrika zu verlassen.

Niedergeschlagen und entmutigt zog Livingstone sich zurück und schwor sich, auf eigene Kosten nach Afrika zurückzukehren, sobald es ihm möglich war. Damit sein Schiff – es war inzwischen das dritte – nicht in die Hände der Sklavenhändler fiel, segelte er es selbst nach Indien über den offenen Ozean. Chuma und Wikatani (zusammen mit anderen afrikanischen und weißen Seeleuten) meldeten sich freiwillig, um ihn auf dieser gefährlichen Reise zu begleiten, bei der sie beinahe ihr Leben verloren. In Indien brachte Livingstone Chuma und Wikatani in einer Missionsschule unter und verkaufte sein Schiff, bevor er nach England zurückkehrte.

Einige Jahre später wurde berichtet, dass Dauma Lehrerin in einer Missionsschule in Südafrika geworden war. Sie war unter den Frauen und Kindern, die Livingstone am unteren Flusslauf in Sicherheit gebracht hatte, bevor er nach Indien gefahren war. Er organisierte für

sie, dass sie in einer Missionsstation auf der Insel Sansibar versorgt waren.

Drei Jahre nachdem Livingstone Chuma und Wikatani in Indien verlassen hatte, kam er zurück, um sie zu seiner dritten Expeditionsreise nach Afrika abzuholen. Sie begleiteten ihn treu, bis sie in ihrer Heimat ankamen. Dort blieb Wikatani bei seinem Stamm, heiratete wahrscheinlich, doch Chuma ging weiter mit Livingstone.

Livingstone ging tief in das Innere Afrikas und verlor allen Kontakt mit der sonstigen Welt. Viele glaubten ihn tot, bis die Zeitung *New York Herald* den Reporter Henry Stanley auf die Suche nach Livingstone schickte. Im März 1871 begann Stanley seine Suche von Sansibar aus. Im Herbst fand er ihn schließlich. Der Doktor war krank und hatte keine Vorräte mehr, aber er war guten Mutes. Stanley prägte damals den Ausspruch: »Doktor Livingstone, nehme ich an?«, den er gemacht haben soll, als er ihn endlich aufgestöbert hatte.

Obwohl Livingstone dankbar für den Besuch und die frischen Medikamente und Lebensmittel war, wollte er Afrika nicht verlassen. Daher kehrte Stanley allein zurück und errang großen Ruhm, da er den bekannten Missionar und Forscher gefunden hatte.

Als Livingstone am 30. April 1873 starb, balsamierten Chuma und einige andere treue Gefährten seinen Körper ein und brachten ihn zur Küste. Von dort aus fuhr Chuma mit dem Körper nach England, wo Livingstone mit großen Ehren begraben wurde. Chuma traf mit der Königin von England zusammen und machte eine Reise durch das Land. Unterwegs erzählte er den Menschen von den Expeditionsreisen Livingstones.